

Deutscher Reporterpreis 2014

**Die 6 nominierten Texte in
der Kategorie
„Bestes Interview“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Diekmann, Kai; Poschardt, Ulf, „Wir gehören zusammen“ (0274)	03
2) Eißeke, Ingrid, Stawski, Dominik, „Manchmal dachte ich, es wäre das Beste, wenn er sich das Leben nimmt“ (0472)	30
3) Michaelsen, Sven, „Es gab zu viele Verwundungen“ (0500)	41
4) Bednarz, Dieter, Brinkbäumer, Klaus, Blut und Seele (0559)	57
5) Michaelsen, Sven, Niklas Frank (0835)	77
6) Taube von, Dagmar, „Herbert hat mich bestrahlt“ (1070)	97

„Wir gehören zusammen“

Seit Jahren ist Maike Kohl Richter die Frau an der Seite Helmut Kohls. Je mehr sich der langjährige Bundeskanzler aus der Öffentlichkeit zurückzog, desto umstrittener wurde sie als Person. Geäußert hat sie sich dazu nie - bis heute. Ein Gespräch über Ungerechtigkeiten, Schicksalsschläge und die Liebe

Von Kai Diekmann und Ulf Poschardt, WELT am Sonntag, 01.06.2014

Maike Kohl Richter hat sich lange, sehr lange überlegt, dieses Interview zu geben. Es gab Vorgespräche, vertrauensbildende Maßnahmen und irgendwann ein paar Stunden am Esstisch des kohlschen Bungalows in Ludwigshafen. Die Ehefrau von Helmut Kohl spricht ruhig, konzentriert und - man merkt den ehemaligen Redenschreiberprofi - ziemlich druckreif. Später sitzt der Altkanzler beim Gespräch dabei und nickt, macht ab und an Kommentare und ergreift oft die Hand seiner Frau. In Dankbarkeit. Sie tut das auch für ihn.

Welt am Sonntag: Frau Kohl Richter, Deutschland hat ein klares Bild von Ihnen. Es ist von Menschen entworfen, die Sie offenkundig nicht mögen. Warum haben Sie bis jetzt nie versucht, dieses Bild zu korrigieren?

Maike Kohl Richter: Das ist ja ein reizender Einstieg ... aber meinetwegen: Mir war immer bewusst, was ich meinem Mann schulde. Ich habe meine Rolle nie darin definiert, dass ich selbst in die Öffentlichkeit gehe.

Warum?

Wir haben uns immer gesagt: Sobald ich einmal mit der Presse geredet habe, ist ein gewisser Schutz weg. Was hätte ich auch sagen sollen? Die Frau von Helmut Kohl zu sein ist noch keine Qualifikation. Ich bin so aufgewachsen, dass Privates privat und Öffentliches öffentlich ist. Wir haben gehofft, wenn wir uns schützen und ich schweige, wird das respektiert.

Und warum reden Sie jetzt?

Ich habe gemerkt, dass das, was wir uns ursprünglich einmal gedacht hatten, nicht funktioniert, jedenfalls nicht mehr, seit mein Mann seinen schweren Unfall hatte und sich nicht mehr so wehren kann wie früher. Es kommt ein Weiteres hinzu: Es gibt ein freundliches Interesse der Menschen zu erfahren, wer ich bin und wie es Helmut Kohl geht - einfach, weil mein Mann der ist, der er ist.

Haben Sie Sorge um das Bild Ihres Mannes in der Geschichte?

Auch. Neben der Sorge um meinen eigenen Ruf bin ich auch der Meinung, dass es möglicherweise dem Bild von Helmut Kohl in der Geschichte schadet. Es bleibt ja immer etwas hängen.

Können Sie das erläutern?

Nun, Helmut Kohl ist, das sieht man auch an der Wucht der öffentlichen Darstellung, eine imposante Person. Jeder in Deutschland hat etwas mit Helmut Kohl zu tun - im Guten wie im Schlechten. Die einen lieben ihn, die anderen verehren ihn, manche hassen ihn. Aber kaum einer kommt an ihm vorbei. Und jeder will immer noch ein Stück von ihm.

Ich habe das selbst oft genug erlebt. Die bösen Geschichten über mich, das sind im Grunde alles Geschichten von Motten am Licht. Und wenn man liest, wer sich alles beschwert, wissen Sie, und wenn man die wahre Geschichte dahinter kennt, dann denke ich schon oft: Meine Güte, Herr im Himmel, was hat dich denn jetzt geritten, solche Geschichten über mich zu erzählen und beleidigt zu tun. Es gibt doch gar keinen Grund, zumal wir doch mit einem Schicksalsschlag hier in diesem Haus mit diesen Mauern leben, in einem Haus, das auch eine Familiengeschichte vor mir enthält. Das ist ja alles keine Petitesse.

Lesen Sie die Texte, die über Sie geschrieben werden, alle?

Selbstverständlich nicht.

Was hat Sie am meisten verletzt in dem, was über Sie geschrieben wurde?

Dieses schlichte Bild einer Frau, deren ganzes Lebensziel darin bestanden haben soll, an Helmut Kohl heranzukommen. Das ist eine absurde Geschichte. Und sie ist so lebensfern.

Was war das für eine Welt, in der Sie aufgewachsen sind? Sie kommen ja aus dem Siegerland ...

Ja, mein Elternhaus steht im Siegerland in einem Dorf bei Freudenberg bei Siegen. Dort bin ich aufgewachsen. Das war ein Dorf, was meinem Freiheitsdrang später nicht immer entsprach. Das kennen, glaube ich, alle, die auf dem Land aufwachsen. Wir waren entsprechend viel unterwegs, auch in der Stadt, und das war für uns Siegen. Das Siegerland selbst hat eine gesunde mittelständische Struktur, das sind alles bodenständige, gestandene Menschen.

Und wie war Ihr Elternhaus?

Mein Elternhaus war ein normales, bürgerliches, mittelständisch geprägtes, auch ein ganz klar CDU-wertkonservatives Elternhaus. Es war immer auch ein politisches Elternhaus.

Haben Ihre Eltern CDU gewählt?

Meine Eltern haben CDU gewählt und meine Großeltern auch. Was nicht bedeutet, dass wir zu Wahlkundgebungen gelaufen sind und aktiv in der Partei mitgearbeitet haben, sondern dass wir ein bestimmtes Werteverständnis gelebt haben. Ich würde es für mich so formulieren: Ich habe von meinen Eltern die Werte mitbekommen, für die die CDU steht. Deswegen war die CDU immer die Partei, die ich wählen konnte. Das war für mich die Linie meines Lebens.

Haben Sie nie rebelliert?

Ich musste da nicht rebellieren. Vieles, was die CDU immer verkörpert hat, entsprach ganz einfach meinem Lebensbild mit allem, was dazugehört: Leistungsgedanke, Hilfe zur Selbsthilfe, Wettbewerb ...

Und so sind Sie in die Welt gegangen?

So bin ich in die Welt gegangen, ja. Das Grundvertrauen ins Leben und dass es schon gutgeht und dass man etwas erreichen kann, wenn man sich anstrengt, wenn man etwas leistet, das ist das Kapital, das ich mitbekommen habe.

Stichwort Wahlkundgebungen: Können Sie sich daran erinnern, wann Sie Helmut Kohl das erste Mal bewusst wahrgenommen haben?

Das habe ich mir überlegt, seit ich weiß, dass ich dieses Interview mit Ihnen mache. Ich weiß ja, dass über mich geschrieben wird, ich hätte ihm schon damals, quasi seit Kindheitstagen, zugejubelt ...

Sie erinnern sich nicht, wann Sie Helmut Kohl zum ersten Mal gesehen haben?

(lacht) Daran würde ich mich wohl erinnern, wenn es ab Geburt mein Lebensziel gewesen wäre, Helmut Kohl zu heiraten. Da das aber nicht mein Lebensziel war, muss ich Sie jetzt enttäuschen: Ich erinnere mich nicht. Ich erinnere mich ehrlich gesagt überhaupt nicht, ob ich meinen Mann jemals live aus der Nähe oder Ferne erlebt oder gesehen habe, bevor ich 1994 ins Kanzleramt ging. Ich bin nicht auf die Welt gekommen und habe immer gerufen: Helmut Kohl, Helmut Kohl, Helmut Kohl.

Groupie nennt man das in der Popmusik ...

Nein, ich war kein Groupie, ich stehe nur unter Groupie-Verdacht ... Also, erstens wäre das keine Schande. Zweitens wird aber auf dieser Basis ein Bild gestrickt, das mit der Realität nichts zu tun hat. Und drittens, ich muss es meinem Mann immer wieder sagen, bin ich 1980 im Wahlkampf mit dem Button für Franz Josef Strauß in die Schule gegangen. Da muss mein Mann durch. (lacht)

Ist das wichtig?

Es ist für das Verständnis wichtig. Man darf das Menschliche und das Politische bei uns nicht immer vermischen. Bevor ich den Menschen Helmut Kohl kannte, hatte ich eine politische Agenda. Bevor es die menschliche Annäherung gab, gab es die Sympathie für die Politik der Union und natürlich vor allem für seine Politik. Und jetzt sind wir wieder bei meinem Elternhaus. Nicht katholisch, aber auch Protestanten können gute CDU-Leute sein ...

Wie haben Sie den Regierungswechsel 1982 empfunden?

Als Aufbruchstimmung. Als physisch spürbare Erleichterung.

Können Sie das beschreiben?

Es war die Zeit der Punker und der Popper, das war die Zeit, als die Leute sagten, wenn wir uns nur hinstellen und die Hände heben, greifen uns die Russen nicht an. Der Leistungsgedanke war verpönt. Das große Ziel war, seine Freiheit über die Freiheit des anderen hinaus auszuleben. Die Maßgabe war, den Staat auszunutzen. Und an dem Tag, an dem Helmut Kohl Bundeskanzler wurde, wussten wir, die Popper können wieder sagen, sie sind Popper. Das war ja in dieser intoleranten Nach-68er-Welt gar nicht möglich gewesen.

Worunter haben Sie persönlich vor 1982 am meisten gelitten?

Unter dieser unglaublichen Intoleranz, mit der man sein eigenes Lebensmodell verteidigen musste. Ich bin auch nicht der Meinung, dass die 68er-Bewegung ein Gewinn für Deutschland war. Ich teile das nur ansatzweise.

Geht das konkreter?

Also, diese unheilige Allianz aus einer Politik, die sagt, wir müssen mehr Demokratie wagen, und den jungen Menschen, die über Tische und Bänke laufen und sich zum Teil verführen lassen, das war doch schrecklich. Das hat ein Theaterintendant in Berlin vor einigen Jahren sehr zugespitzt formuliert, als es um die Begnadigung eines RAF-Terroristen ging ...

Christian Klar.

.. und das Gnadengesuch bei Horst Köhler auf dem Tisch lag. Da sitzt dieser Intendant - nach meiner Erinnerung unwidersprochen - in einer Talkshow und sagt mit Hinweis auf die Sorge seiner Generation um die Demokratie in Deutschland: "... und einige von uns haben dann eben zu den Waffen gegriffen." Also bitte: Wir reden hier von Mord, kaltblütigem Mord. Das ist alles, wenn wir über die Achtundsechziger reden, bis heute nicht aufgearbeitet. Und das war aber - damit mache ich mir jetzt womöglich viele Feinde ...

Da wären wir uns nicht so sicher ...

... das war der damalige Zeitgeist der 70er-, der frühen 80er-Jahre. Und die Politik hatte damals jedenfalls nicht die Kraft, sich dem entgegenzustellen. Helmut Kohl hat 1982 und auch vorher schon nicht umsonst von geistiger Führung gesprochen. Darüber gab es ja eine irre Debatte, was das heißen soll. Ob ein Politiker sich anmaßen darf, geistig zu führen.

Es war ein Kulturkampf?

Es war auch ein Kulturschock. So wie für uns die Zeit vor 1982 schwer war, war für alle die, die dieses Freiheitsgefühl genossen hatten, das sicher in die andere Richtung der Kulturschock. Und diese Wucht, mit der dann Helmut Kohl eben auch die Republik wieder in die Mitte zog und im übertragenen Sinne sagte: "Die Freiheit von dir ist die, die ihre Grenzen bei der Freiheit des anderen findet" - diese Wucht, die spiegelt sich dann in einer Wucht der Medien, in einer Gegenwehr der Medien und der versammelten Linken in Deutschland gegen Helmut Kohl wider. Ganz einfach weil man das nicht wollte.

Sie haben ...

... ich würde gern noch etwas ergänzen: Wenn Sie sich also die Geschichte dieser Republik bis heute ansehen, dann bleiben am Ende zwei große Bundeskanzler. Und das sind Konrad Adenauer und Helmut Kohl. Und was haben sie gemacht? Sie haben mitnichten eine rechte, eine konservative, eine statische Republik gewollt. Sie haben vielmehr eine Politik der Mitte, eine Politik der Versöhnung, eine Politik der Festigkeit, des Standvermögens gemacht, die zugleich Grenzen zog, aber die Menschen nach ihrer Fassung leben ließ.

Sie haben 1983 Abitur gemacht ...

Ja, in Siegen ...

... und dann in München VWL studiert.

Nicht sofort. Nach dem Abitur habe ich erst einmal anderthalb Jahre bei einer Lokalzeitung gearbeitet und bin dann für ein knappes halbes Jahr als Au-pair nach London gegangen ...

Maggi Thatcher ist schon da gewesen?

Ja, natürlich. Aber das Politische hat mich in London gar nicht interessiert. Mich interessierte das Leben an sich. Ich kam ja aus dem Siegerland. Ich habe London auch genossen, ich bin viel allein durch London gelaufen. Es war eine gute, nicht immer einfache Zeit. Ich hatte einmal Pech mit einer Familie, und dann hatte ich eine ganz tolle, intellektuelle Familie. Ein Schriftsteller-Ehepaar mit zwei hinreißenden kleinen Kindern. Bei denen durfte ich kostenfrei leben, wenn ich nur ab und an auf die Kinder aufpasste. Und nebenbei, auch neben den Sprachkursen, habe ich in einer Pizzeria gejobbt und mein Geld verdient.

Und dann haben Sie VWL in München studiert?

Ja.

Stimmt es, dass Sie ein Stipendium hatten?

Ja, ich hatte Glück. Wer nach München zum Studieren ging, der wollte im Sommer segeln und im Winter Ski fahren. Ich aber war fleißig. Ich hatte auch Panik vor jeder Prüfung. Ich bin gar kein Prüfungsmensch. Also, ich habe für Prüfungen immer gut gelernt. Und dann bin ich über das Vordiplom und nach bestandenem Auswahlverfahren Studienstiftlerin geworden. Was sich, bitte, glatter anhört, als es war. Ich hatte auch nur ein sehr mittelmäßiges Abitur, irgendetwas mit zwei Komma noch was ...

Und das in NRW.

(lacht) Und das in NRW ... also, es war ja nicht Hamburg. Ich habe mich eigentlich auch erst im Studium entwickelt. Ich habe Volkswirtschaft wirklich mit Freude studiert. Ich habe nebenbei beim Hörfunk und Fernsehen gearbeitet.

Wie kommt man als VWL-Studentin auf die Idee, nebenbei Fernsehen zu machen?

Eigentlich wollte ich Journalistin werden, das hat sich später erst geändert. Und dann hatte ich in meinem Leben immer auch großes Glück. Ich habe Menschen getroffen, die mich irgendwie mochten oder mein Engagement mochten. Ich habe

mich natürlich auch durchsetzen müssen, ich habe in meinem Leben auch gekämpft. Und es ist natürlich nicht immer alles so glattgegangen.

Zum Beispiel?

Zum Ende des Studiums hatte ich eine ganz schlechte Phase, mein Stipendium war ebenso gefährdet wie das Prädikatsexamen.

Was war da los?

Keine Ahnung. Intellektueller Durchhänger?

Keinen Bock mehr gehabt?

(lacht) Nein, das hatte mit meiner Anstrengung nichts zu tun. Ich war weiter fleißig, aber es funktionierte einfach nicht.

Passiert ja manchmal.

Ja, es passierte aber zur Unzeit. Es ist dann alles gutgegangen. Ich habe mein Stipendium behalten und mein Prädikatsexamen geschafft. Und dann - das meinte ich eben - hatte ich wieder Glück. Nach dem Examen hat mir ein Professor eine Assistentenstelle angeboten, die ich abgelehnt habe - das weiß ich noch wie heute - mit den Worten: "Herr Professor, ich muss jetzt in die Welt, ich muss erwachsen werden. Ich muss aus diesen Jeanshosen raus."

Das war der O-Ton?

Ja, so erinnere ich mich. Und dann hat er gesagt, das wäre ein Verlust für die Wissenschaft. Was ich natürlich, nachdem ich gerade mein Prädikatsexamen gerettet hatte, gern hörte. Der Professor hat mir daraufhin empfohlen, mich beim ifo Institut zu bewerben - Zitat: "um der Wissenschaft erhalten zu bleiben" - , das gerade eine Stelle ausgeschrieben hatte. Das habe ich getan. Ich habe die Stelle auch bekommen und hatte dort vier gute, spannende Jahre.

Und 1994 gingen Sie dann ins Kanzleramt?

Genau. Nach vier Jahren im ifo Institut bin ich 1994 ins Kanzleramt gegangen.

Wie dürfen wir uns das vorstellen, Sie haben sich dort einfach beworben?

Nein, die Stelle im Kanzleramt war ein reiner Zufall. Das Kanzleramt hatte 1993 eine Stelle in der Wirtschaftsabteilung frei und schaute sich dafür auch in den Wirtschaftsforschungsinstituten um. Und ein Kollege des ifo Instituts hat mich damals dem Kanzleramt empfohlen. Ich habe mich also nicht direkt beworben, ich habe die ursprünglich angebotene Stelle sogar zweimal abgelehnt.

Warum?

Weil es nur eine Freier-Mitarbeiter-Stelle war. Und nach drei Jahren Berufserfahrung in einem renommierten Institut hatte ich schon den Anspruch, eine feste Stelle zu bekommen. Die wurde mir Anfang 1994 angeboten - ich hatte wieder Glück - , und so bin ich ins Kanzleramt gekommen.

Haben Sie Helmut Kohl vom ersten Tag an gesehen?

Nein. Ich weiß auch gar nicht, wann ich ihn zum ersten Mal gesehen habe. Aus dem Gefühl heraus würde ich sagen, dass das bestimmt ein Jahr gedauert hat.

Jetzt ist das Kanzleramt ja groß. Wie muss man sich das vorstellen. Sie haben ja dann sicher auch nicht von heute auf morgen Helmut Kohl zugearbeitet?

Ja und nein. Ich wurde 1994 als Referentin im Grundsatzreferat in der Wirtschaftsabteilung eingestellt. Unsere Aufgabe war es, für den Bundeskanzler im wirtschaftspolitischen Bereich Entwürfe für Reden oder Grußworte oder Glückwünsche und sonstige Vermerke zu erstellen. Wir haben insoweit direkt für den Bundeskanzler gearbeitet, aber ich zum Beispiel nie direkt für ihn. Die Papiere gingen immer über die verschiedenen Hierarchieebenen an den Bundeskanzler. In seinem näheren Umfeld war das natürlich anders, aber für mich galt das übrigens über die gesamte Zeit im Kanzleramt so. Diese streng hierarchische Arbeitsweise muss man nicht mögen, aber ich fand es richtig, es macht Sinn.

Wie kann unser Leser sich Ihre Aufgabe konkret vorstellen?

Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Ich erinnere mich an meinen ersten Redeentwurf, der natürlich ein Glanzstück deutscher Prosa war - alles in Anführungszeichen, bitte. Ich habe also meinen ganzen Intellekt, meine Kraft, mein Wissen, meinen Charme in

diesen Entwurf gepackt, den dann mein Referatsleiter mir zurückgab mit den Worten: So, und jetzt machen Sie das alles noch einmal.

Ins Deutsche übersetzt: Sie haben, aus dem ifo Institut kommend, ein wissenschaftliches Traktat abgegeben?

(lacht) Wenn ich das wenigstens gemacht hätte. Nein, ich habe einfach aufgeschrieben, was ich dachte, dass der Bundeskanzler jetzt einmal sagen müsste. Also, es war sicher nicht ganz so schlimm, aber es war schon so ähnlich. Und dann habe ich gelernt, was man als Redenschreiber beachten muss und wie man ein guter Redenschreiber wird. Das Kanzleramt war eine harte Schule, aber es war eine unglaublich gute Schule.

Und so haben Sie Helmut Kohl dann irgendwann auch kennengelernt?

Kennengelernt ist ein großes Wort, sagen wir lieber so: Wenn Sie länger dabei waren, durften Sie den Bundeskanzler ab und an zu Terminen, die Sie vorbereitet hatten, begleiten. Das hatte den einfachen Sinn, dass Sie ihn direkt erlebten und hörten und daraus für die nächsten Termine lernten. Wobei begleiten wieder ein großes Wort ist. Begleiten hieß für uns Referenten in der Regel, dass wir im Hintergrund neben dem Abteilungsleiter, dem Gruppenleiter oder dem Referatsleiter im Begleittross dabei waren - also immer neben dem Chef, der bei diesem Termin der Ansprechpartner des Bundeskanzlers war.

Erinnern Sie sich, wann und wo der Bundeskanzler Sie das erste Mal angesprochen hat?

Nach meiner Erinnerung war das ein Termin mit der deutschen Wirtschaft in Mecklenburg-Vorpommern. Wann das war, weiß ich jetzt nicht mehr ...

Wie war es denn?

Es war auf dem Rückflug nach Bonn im Hubschrauber, der uns zum Flugzeug brachte. Da saß dieser große Mann - eine Körpergröße von 1,93 Meter ist ja nicht nur ein Segen - im Hubschrauber vorne auf einem kleinen Sitz und sagte, als ich an ihm vorbeiging, ich solle mich auf den Sitz gegenüber setzen. Und dann sitzt da dieser in jeder Hinsicht große Mann, an dem so viel hängt, nach einem anstrengenden Tag und

sagt: "Wie war das denn mit deiner Promotion?" Und dann habe ich den Bundeskanzler in dem Wissen, dass meine Promotion eine lange Geschichte ist, angesehen und gesagt: "Möchten Sie die ganze Geschichte, Herr Bundeskanzler? Die ist lang, die ist nämlich auch nicht schön." Er wollte die ganze Geschichte. Dann gingen die Rotorblätter los, und er sagte: "Jetzt ziehen wir die Kopfhörer auf, und dann reden wir nachher."

Wie ging es weiter?

Wir sind dann alle - es war eine größere Delegation - vom Hubschrauber in das Flugzeug umgestiegen. Der Bundeskanzler saß mit einigen Verbandsführern und engen Mitarbeitern im abgetrennten vorderen Bereich, der Rest der Delegation hinten im Flieger. Dann kam ein Mitarbeiter zu mir und sagte, ich möge nach vorne zum Bundeskanzler kommen. Und dann saß ich also da in dieser Runde mit dem Bundeskanzler und einigen Verbandspräsidenten, und der Bundeskanzler sagte zu mir, ich solle die Geschichte meiner Promotion nun zu Ende erzählen - Zitat: "damit die hier auch etwas davon haben". Sie müssen wissen, Helmut Kohl hat so etwas nie ohne Grund getan. Ich habe diese Geste damals als echten Sympathie- und auch als Vertrauensbeweis empfunden, auch als Anerkennung für meine Arbeit.

Wann oder wo war der Punkt, an dem Sie sich selbst eingestehen mussten, dass Helmut Kohl Sie nicht nur intellektuell und politisch berührt, sondern auch Ihre Seele?

Ich glaube nicht, dass es einen Punkt gab. Ich würde eher sagen, dass es einen Prozess mit vielen Momenten gab. Aber da war schon ein zentraler Moment, an dem mir klar wurde, dass ich das, was ich für ihn in der täglichen Arbeit tat, nicht für jeden tun würde.

Können Sie das erläutern, auch wann das war?

Das war im Vorfeld der Bundestagswahl im September 1998. Weil ich den Umgang in der eigenen Partei bis hin zu Interviews im "Playboy" nicht in Ordnung fand, habe ich mir damals überlegt, unter welchen Bedingungen ich nach der Wahl im Kanzleramt bleiben würde. Ich wusste natürlich, dass ich unter einer rot-grünen Regierung sicher nicht bleiben würde. Aber ich habe wirklich darüber nachgedacht, ob

ich auch bei einem Sieg der Union und bei einem Wechsel des Bundeskanzlers im Kanzleramt bleiben würde. Und da war ich mir gar nicht sicher.

Warum?

Weil Sie das, was wir getan haben - Reden für den Bundeskanzler entwerfen, Grußworte und Glückwünsche - , nur tun können, indem Sie irgendwie in die Denke und den Geist des anderen einsteigen, sich in den anderen einfühlen. Und dafür müssen Sie die Denke und den Geist des anderen mögen. Also, Sie brauchen schon auch Herzblut. Und wenn Sie fragen, wann mir klar geworden ist, dass er meine Seele berührt hat, dann glaube ich, war das einer dieser Momente vor der Bundestagswahl 1998, als mir klar wurde, dass ich das, was ich tat, nicht für jeden aus der Partei tun würde.

Sie sagen "Denke" und "Geist". Dagegen zeichnen die Medien von Helmut Kohl gern das Bild vom Mann aus Oggersheim in seiner Strickjacke.

Sie haben den Pfälzer Dialekt vergessen. Also, das Bild, das von Helmut Kohl gezeichnet wird, ist ja absurd. Das sind alles so Etiketten und linke Propaganda, um seine Größe und die Größe seiner Politik nicht durchscheinen zu lassen. Ich habe selten einen Menschen im Leben getroffen, der zugleich eine solche Herzensbildung hat und so gebildet ist wie mein Mann.

Sie arbeiten auch heute noch viel für Ihren Mann und viel mit ihm?

Ja, und das ist nur möglich wegen meiner Zeit im Kanzleramt. Sonst könnten mein Mann und ich heute nicht so gut miteinander und ich nicht so gut für ihn arbeiten. Das ist auch ein großes Glück. Wir empfinden es jedenfalls so. Vieles, das ich tue, machen anderswo Mitarbeiter und würde sein Büro übernehmen, wenn er regelmäßig in Berlin sein könnte.

Hilft dabei heute nicht die moderne Technik?

Das, was ich meine, ist keine Frage der Technik. Um einen Menschen in seinen Texten zu unterstützen, brauchen Sie in erster Linie die Nähe und vor allem auch das Gespräch, auch das wiederkehrende Gespräch. Sonst können Sie keinen Entwurf machen, den der andere akzeptiert.

Ein Text von Helmut Kohl ist also immer ein Text von Helmut Kohl?

Ja, natürlich. Ein Text von Helmut Kohl ist immer ein Text von Helmut Kohl.

Also eigentlich alles ganz normal?

Ja, eigentlich alles ganz normal. Ich unterstütze meinen Mann im Rahmen des Üblichen darin, dass er trotz des Unfalls und seiner körperlichen Folgen, soweit er das möchte, am öffentlichen Leben teilhat. Dazu gehört, dass er sich hin und wieder, wenn es ihm notwendig erscheint und Freude macht, äußert, vorzugsweise schriftlich.

Helmut Kohl und Sie haben Ihrem Privatleben, Ihrer Beziehung anfangs viel Zeit gegeben ...

Aus gutem Grund. Bei uns trafen zwei unterschiedliche Welten aufeinander.

Was waren die größten Unterschiede? Das Alter, das Leben an sich?

Beides. Der Altersunterschied zwischen uns ist keine Kleinigkeit. Mein Mann war am Anfang unserer Beziehung fast Mitte 70, ich war Ende 30, Anfang 40. Er war ein mächtiger Mann mit einer erfüllten Vergangenheit, einem gelebten Leben und einer intensiven Gegenwart. Ihn umschwärmten die Menschen wie die Motten das Licht, er war mit allem, was er tat, öffentlich. Es gab eine Familiengeschichte vor mir und feste, auch festgefügte, Strukturen in seinem Leben. Er besaß ein Haus mit einer Familiengeschichte, eine Wohnung in Berlin.

Und Sie?

Ich stand mitten im Leben, in manchem auch am Anfang. Ich war noch ohne eigene Familie. Ich hatte meine Aufgabe im Ministerium und war keine öffentliche Person. Ich hatte eine Altbauwohnung zur Miete in Berlin und legte Wert auf meine Unabhängigkeit. Also, unsere Leben waren auf den ersten Blick nicht unbedingt miteinander vereinbar.

Und deswegen haben Sie sich auch Zeit gelassen?

Ja, wir haben behutsam und sukzessive versucht, unsere Lebenswelten in Einklang zu bringen und ein gemeinsames Leben aufzubauen. Die Umstände waren nicht einfach, und sie waren eher gegen uns.

Sie sagen Lebenswelten und Umstände. Wie geht man damit um, wie sind Sie in Helmut Kohls Leben hineingegangen?

Ich bin nicht in Helmut Kohls Leben getreten mit dem Anspruch, sein Leben zu verändern und mir Platz zu verschaffen. Das hätte er auch nicht geduldet. Wir wussten anfangs außerdem noch gar nicht, was aus uns am Ende wird. Und so habe ich erst einmal hingesehen. Ich habe zum Beispiel in diesem Haus lange, bis zum Unfall 2008, nahezu nichts verändert, ich habe in der Berliner Wohnung bis zu meinem Einzug nichts verändert, ich habe nicht als Erstes die Schränke ausgeräumt, neue Handtücher oder Geschirr gekauft. Ich bin in dieses Leben mit ganz viel Zurückhaltung gegangen. Ich weiß gar nicht, ob das so richtig war, wir haben dadurch auch Zeit verloren.

Warum waren Sie so zurückhaltend?

Wenn Sie einen Menschen lieben, zumal in diesem Alter und mit diesem Leben, dann bedeutet das auch Verantwortung, und dann ist das Erste, das Sie tun, nicht, dass Sie sein Leben umkrepeln, um sich Platz zu verschaffen. Mein Mann und ich haben - wie gesagt - im Laufe der Zeit behutsam, aber konsequent die Strukturen, um es so zu nennen, verändert. Das ging nicht von heute auf morgen, aber wir waren auf gutem Weg.

Wie hat das Umfeld von Helmut Kohl auf Sie reagiert?

Unterschiedlich. Die einen, und das ist die ganz überwiegende Mehrheit seiner Freunde und Weggefährten, haben sich gefreut. Gefreut darüber, dass Helmut Kohl nicht mehr allein war und wieder eine Frau an seiner Seite hatte. Und bei den anderen löste meine bloße Existenz Ängste aus, dass ich ihnen etwas wegnehmen könnte, auf das sie glaubten, einen Anspruch zu haben. Und mit dem Unfall haben sich auch hier die Interessenlagen dann in aller Härte offenbart.

Haben Sie vorher geahnt, dass es im Umfeld von Helmut Kohl einmal schwierig werden könnte?

Mir war immer klar, dass sich im direkten Umfeld meines Mannes über Jahre vieles eingeschliffen hatte. Aber das, was nach dem Unfall mit voller Wucht in den Medien betrieben wurde, habe ich mir - ehrlich gesagt - nicht vorstellen können. Bei

erwachsenen Menschen hätte ich erwartet, dass sie wahrnehmen, dass Helmut Kohl einen schweren Unfall hatte und sein Leben sich deshalb verändert hat.

Jetzt leben Sie in Ludwigshafen, früher lebten Sie in Berlin, Bonn, München und auch London. Haben Sie nie daran gedacht, sich ein eigenes Zuhause mit Helmut Kohl zum Beispiel in Berlin einzurichten?

Doch, natürlich, ich wollte schon auch etwas Eigenes mit meinem Mann aufbauen. Sie verlieren irgendwann ja ein Stück weit Ihre Identität, wenn Sie in einem Haus mit einem geliebten Leben leben, das nicht das Ihre ist. Das war mir stets bewusst. Darüber waren mein Mann und ich uns vollkommen einig. Deshalb hatten wir auch Pläne für Berlin, die wir durch den Unfall aber nicht verwirklichen konnten.

Wann gab es eigentlich diese Wohnung von Ihnen, die ausgesehen haben soll wie ein Helmut Kohl-Museum?

Diese Wohnung gab es nie. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

Der Unfall, über den wir schon so viel gesprochen haben und der wohl die Zäsur Ihres Lebens ist: Was ist passiert? Was haben Sie gerade gemacht?

Der Unfall traf uns mittendrin, mitten in den Planungen für unser gemeinsames Leben. Wir hatten durch verschiedene Operationen meines Mannes ein richtig hartes Jahr hinter uns und planten unsere Zukunft. Wir suchten eine Wohnung in Berlin, wir wollten ein gemeinsames Zuhause.

Was heißt hartes Jahr? Können Sie das etwas erläutern?

Das ist kein Geheimnis. Das stand in den Zeitungen. Mein Mann hatte über das Jahr 2007 verteilt zwei Knie-Operationen und eine Herz-Operation. Das bedeutete für uns dreimal Klinik und Reha, dreimal mehr oder weniger auf Leben und Tod - diese Eingriffe mögen Routine sein, aber bleiben ein Risiko - , dreimal Intensivstation, zweimal mit echten Komplikationen. Ich war immer dabei, ich hätte meinen Mann bei den Operationen nie alleingelassen. Ich war auch nach den Operationen, auch auf der Intensivstation, Tag und Nacht bei ihm, soweit ich mir das neben meinem Beruf einrichten konnte.

Das war sicher anstrengend?

Es war vor allem ernst. Es war so ernst, dass mein Mann Ende 2006, Anfang 2007 zusätzliche testamentarische Verfügungen getroffen hat.

Worüber zum Beispiel? Können Sie darüber sprechen?

Mein Mann hat damals unter anderem festgelegt, dass ich für ihn sorgen sollte, falls er das einmal nicht mehr selber könnte, und dass ich die alleinige Entscheidungsbefugnis über seinen historischen Nachlass haben sollte. Das sind alles Dinge, die schon lange vor dem Unfall von meinem Mann eindeutig geregelt worden sind.

Das ist ja auch ganz anders, als es immer dargestellt wird. Und als dieses Jahr 2007 also hinter Ihnen liegt, passiert im Februar 2008 der Unfall?

Genau. Am Abend vor dem Unfall, als ich aus Berlin kam, ist mir mein Mann sogar ohne Krücken an der Haustür entgegengekommen. Das war ein Riesenerfolg. Wir waren also gerade mit allem durch, was medizinisch schwierig gewesen war, und konnten endlich wieder anfangen, nach vorne zu schauen. Ich erinnere mich, dass der Chefkardiologe nach dem Unfall am Bett meines Mannes stand, nachdem er eine für ihn geplante einwöchige Amerikareise abgesagt hatte, und nur sagte: "Herr Bundeskanzler, wir waren doch so weit, und jetzt das ..." Das war bitter, das war richtig bitter für uns und auch für alle, die mit uns gekämpft hatten.

Ist das Schicksal?

Schicksal, ja. Oder einfach das Leben. Es gibt diesen wunderschönen Spruch, der John Lennon zugeschrieben wird: "Life is what happens when you are just making other plans." Auf Deutsch: "Leben ist das, was passiert, wenn man gerade anderes plant."

Was hat dieser dramatische Unfall für Sie beide verändert?

Alles.

Wie ging es Ihnen in den ersten Tagen nach dem Unfall?

Ich war in der Klinik und wusste, es geht alles wieder von vorne los. Dass es viel Dramatischer werden sollte als alles, was ich im Leben je erlebt hatte, das wusste ich im Moment des Unfalls und in den ersten Tagen danach noch nicht.

Auch über das Unfallgeschehen gibt es reichlich Geschichten. Können Sie - gern mit ein paar Details - erzählen, was wirklich geschehen ist?

Also sehr verkürzt: Es war ein Samstag. Ich war unterwegs, mein Mann war hier zu Hause, und gegen Mittag, vielleicht am frühen Nachmittag, ich erinnere mich nicht exakt, kam sein Anruf. Er war auf der Treppe gestürzt und nun auf dem Weg in die nahe gelegene Unfallklinik. Wir haben kurz gesprochen, was passiert war. Mein Mann war ohne jede Dramatik, geschwächt, aber bei Bewusstsein. Er hatte nach dem Sturz noch versucht, mich zu erreichen, aber offenbar falsch gewählt. Daran hat er sich in der Klinik später noch erinnert. Ich bin dann in die Unfallklinik gefahren.

Und dort haben Sie die Dramatik des Unfalls sofort erkannt?

Nein, die Diagnostik war auch noch nicht abgeschlossen. Als ich meinen Mann sah, war ich angesichts der massiven blauen Flecken an den Armen erschrocken, auch voller Sorge, aber nicht übermäßig beunruhigt, zumal mein Mann bei Bewusstsein war. Da hatten die Jahre vorher schon auch ihre Spuren hinterlassen.

Wie meinen Sie das?

Ich hatte an der Seite meines Mannes in dem Alter und mit seinem über Jahrzehnte geschundenen Körper gelernt, mit der ständigen Sorge um ihn zu leben. Das hat sich bis heute nicht geändert. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen: Sie gewöhnen sich nie daran, aber weil ständig etwas passiert, dramatisieren Sie nicht gleich alles, sondern bewahren einen klaren Kopf.

Wie ging es weiter?

In Absprache mit den Ärzten der Unfallklinik und der Heidelberger Uni-Klinik haben wir entschieden, meinen Mann nach Heidelberg zu verlegen. Das war auch deshalb mein Wunsch, weil die Ärzte dort meinen Mann seit Jahren medizinisch betreuten.

Das geschah sofort?

Das geschah schnell und so schnell, wie das in solchen Situationen vernünftig möglich ist. In Heidelberg verdichteten sich sehr schnell die Anzeichen einer Kopfverletzung. Nach dem CT bin ich irgendwann vom Krankenzimmer auf den Flur

gegangen, um nachzusehen, was los war - und dann sah ich in eine Runde Ärzte mit ernstesten Gesichtern und den Aufnahmen vom Kopf meines Mannes in Händen. Ich weiß noch, dass ich nur gefragt habe: "Ist es ernst, muss ich die Söhne anrufen?" Dann hieß es: "Ja." Und damit war klar, dass es um das Überleben meines Mannes ging.

Was haben Sie dann gemacht, wann war das?

Das muss gegen 22 Uhr gewesen sein. Ich habe, während mein Mann sofort operiert wurde, vor dem OP gewartet und verschiedene Telefonate geführt. Ich habe vor allem versucht, seine Söhne zu erreichen, was mir nach meiner Erinnerung gegen plus/minus Mitternacht auch gelungen ist.

Die Söhne Ihres Mannes sind gleich gekommen?

Der ältere Sohn kam gleich am Sonntagmorgen, der jüngere kam am Montag.

Was hatte Ihr Mann genau? Manche sagen ein Schädel-Hirn-Trauma, andere sagen einen Schlaganfall ...

Mein Mann hatte ein sehr schweres Schädelhirntrauma, ausgelöst durch einen Sturz auf der Kellertreppe hier im Haus. Es bleibt ein Wunder, dass er es überlebt hat. Und es ist ein Wunder, dass es ihm heute so viel besser geht.

Ahnten Sie in dem Moment, als die Ärzte deutlich gemacht haben, dass es sich um eine ernste Verletzung handelt, dass die Lebenspläne, die Sie auch gerade so beschrieben haben, als etwas, worauf Sie sich gefreut haben, Leben in der Großstadt gemeinsam mit Ihrem Mann ..., dass sich alles ändert?

Ja und nein. Ja, Sie erkennen, dass sich gerade alles ändert. Aber nein, Sie können das nicht wirklich zu Ende denken, Sie haben ganz andere Dinge zu tun. Sie tun das, was im Moment gefordert ist. Sie tun das Naheliegende, und das Naheliegende war für mich, bei meinem Mann zu bleiben und mit ihm um sein Leben zu kämpfen. Ich habe bei meinem Mann im Zimmer dann ein Bett bekommen, und seitdem bin ich eigentlich nahezu ununterbrochen an seiner Seite.

Wie war damals die Prognose der Ärzte?

Es gab keine. Der Chef der behandelnden Neurochirurgen, der meinen Mann operiert hat, hat mir sehr offen gesagt, der Zustand könnte schlimmer werden,

unverändert bleiben oder besser werden. Eine Prognose sei nicht möglich, aber sie seien Berufsoptimisten.

War das nicht hart?

Es war ehrlich. Und das war dabei das Wichtigste.

Nach zwei Wochen in der Uni-Klinik sind Sie für vier Monate in Heidelberg in einer Reha-Klinik gewesen. Wie muss man sich das auch für Sie in der Reha-Klinik vorstellen?

Bei einem Unfall der Schwere, wie mein Mann ihn hatte, sind Sie den ganzen Tag damit beschäftigt, für den anderen einfach da zu sein, zu helfen, mit ihm zu reden und zu trainieren, soweit das möglich ist. Sie sind froh um jede Minute, die der andere wach ist. Sie gehen einen Schritt nach dem anderen. Und für sehr viel mehr ist kein Platz.

Aber das Leben ging doch weiter?

Ich habe die Post nebenbei gemacht, soweit ich das konnte, und mit meinem Mann, soweit er es konnte, ich habe das Notwendige geregelt - ich habe mich in dieser Zeit auch beurlauben lassen - , und ich habe den Kontakt zum Büro meines Mannes gehalten und das Vorgehen abgestimmt. Ich habe das getan, was notwendig war.

In diese vier Monate in der Reha-Klinik in Heidelberg fällt im Mai 2008 Ihre Hochzeit. Welche Bedeutung hatte die Hochzeit für Sie in dieser Situation, wie war das?

Unter den gegebenen Umständen war unsere Hochzeit eine unglaublich schöne Hochzeit. Unsere Hochzeit war so schön, weil es ein so intimer, kleiner Kreis war, weil die Kapelle berührend war und weil die Atmosphäre insgesamt so wunderschön stimmig und friedlich war. Die Ärzte, die uns begleiteten, waren da, unsere Freunde waren da, auch unser Freund Leo Kirch, der viel zu früh verstorben ist. Es war bei allem Unglück eine wirklich schöne, glückliche Hochzeit.

Wie war Ihre Situation damals, es gibt ja auch Gerede über den damaligen Gesundheitszustand Ihres Mannes ...?

Unser Eheversprechen war eine bewusste Entscheidung. Wir hatten auch vorher schon Heiratspläne. Und in der Klinik haben wir uns in vielen Gesprächen noch einmal versprochen, dass wir zusammenbleiben wollen. Dazu gehört auch, dass ich meinen Mann in schwerer Zeit in vollem Bewusstsein der Verantwortung geheiratet habe, die ich damit auch übernehme.

Wann haben Sie in der Reha mit Ihrem Mann darüber sprechen können?

Neben den dunklen Stunden in der Reha-Phase gab es immer auch helle, lichte Momente. Mein Mann und ich haben ganze Nächte durchgesprochen. Ich habe immer wieder gemerkt, dass meinem Mann ganz vieles durch den Kopf ging, als er so dalag. Und ich habe sehr schnell gelernt, ihn trotz Sprachschwierigkeiten zu verstehen. Wir haben damals auch viel mit unserem Freund Erich Ramstetter gesprochen, der uns getraut hat. Er ist ein langjähriger Freund meines Mannes und ein sehr aufrechter Theologe. Er war uns in diesen schweren Tagen einmal mehr eine große Stütze.

Wie ist Ihr Leben heute, wie würden Sie es beschreiben? Es ist seit dem Unfall auch für Sie ein deutlich eingeschränkteres, um es so zu sagen.

Unser Leben ist jeden Tag eine Herausforderung, und es ist in der Tat etwas eingeschränkt, das stimmt alles. Aber das Wichtigste ist, dass mein Mann den Unfall überlebt hat, dass er noch da ist und dass er auch geistig voll da ist, dass wir miteinander reden und das Leben teilen können und dass wir einen treuen Freundeskreis haben, der das genauso sieht. Wir empfinden Glück und Freude am Leben, und wir nehmen am Leben wie andere Menschen auch im Rahmen des Möglichen teil. Der Unfall hat uns eher noch enger zusammengeschweißt.

Würden Sie sagen, Sie haben sich Ihr Leben so ausgesucht?

Nein, einen Schicksalsschlag wünscht man sich nicht und sucht man sich auch nicht aus. Wir haben uns unser gemeinsames Leben anders vorgestellt. Aber wir machen das Beste daraus. Also, für uns ist das Glas mindestens halb voll, nicht halb leer. Das ist einer der schönen Sätze, die mein Mann früher häufiger benutzt hat und der auf unser Leben gut zutrifft.

Wenn Sie sich Ihr Leben so nicht ausgesucht haben, wie würden Sie es formulieren?

Ich würde in den Worten meines Mannes sagen: Wir gehören zusammen. Und dann würde ich ergänzen: Unser Leben ist uns als Aufgabe gestellt worden, und wir haben die Aufgabe angenommen, so wie viele andere Menschen in diesem Land und auf der ganzen Welt das tagtäglich in ähnlicher Situation auch tun, ohne Dramatik, ohne Theatralik.

Was ist für Sie ein Stück Normalität, ein Lebensgewinn im Alltag?

Wenn mein Mann und ich allein im Auto sitzen und irgendwohin fahren, zu Terminen, zum Essen oder auch einfach nur so durch die Landschaft, das finden wir beide herrlich. Wir können miteinander wunderbar schweigen. In der Regel entwickeln sich irgendwelche schönen Gespräche, insbesondere, weil mein Mann sich immer mit unglaublicher Präzision an irgendetwas erinnert und daran, was oder wen er hier oder dort erlebt hat. Das ist manchmal auch sehr heiter, wenn er so erzählt. Wir haben auch schon ganze Texte oder Textpassagen auf der Fahrt entworfen und diskutiert. Das ist, wenn Sie so wollen, ein Stück Normalität im Alltag für uns und immer wieder ein Lebensgewinn.

Sie haben viel Besuch, Ihr Mann macht auch noch viele politische Termine hier im Haus. Nun ist das hier ja zugleich ein Privathaus. Ist das eine große Veränderung gegenüber dem Berliner Büro? Was oder wie hat sich das verändert?

Natürlich hat sich das verändert. In seinem Berliner Büro hat mein Mann früher manchmal im Halbstundenrhythmus jemanden empfangen. Hier kommt jeder Besucher in unseren Privatbereich. Darüber hinaus hatte mein Mann den Unfall, ist jetzt 84 Jahre alt und muss und möchte nicht mehr jede Verpflichtung übernehmen. Also, die Frage, wer uns beziehungsweise meinen Mann besucht, wer kommt oder nicht und wie häufig, ist auch eine Frage dessen, was möglich ist. Es muss meinem Mann vor allem Freude machen. Er muss es wollen.

Was wir über Sie gelesen haben, und was Sie jetzt beschrieben haben: Hat sich Ihr Menschenbild dadurch verändert, was Sie in den vergangenen sechs Jahren erlebt haben?

Mein Menschenbild hat sich dramatisch verändert. Ich bin sicher misstrauischer geworden. Zugleich habe ich noch einmal einen anderen Blick auf das Leben bekommen und für die Menschen. Für die Menschen, die im Leben stehen, die fleißig ihrer Arbeit nachgehen, die keinen Anspruch an Helmut Kohl oder uns formulieren, sondern die uns einfach freundlich und vor allem meinem Mann gegenüber respektvoll begegnen.

Ich würde gern an der Stelle einen Schnitt machen. Bill Clinton hat in Berlin im Mai 2011 eine Rede auf Helmut Kohl gehalten. Er hat darin den Satz gesagt, er halte Helmut Kohl für den wichtigsten europäischen Staatsmann seit dem Zweiten Weltkrieg, und ergänzt: Um Dinge richtig zu machen, habe er sich, als er Präsident war, immer gesagt, er müsse es nur so machen, wie Helmut Kohl es mache, und ihm folgen. Wenn so jemand wie Bill Clinton so etwas in Deutschland sagt, ist das dann auch ein Hinweis nach dem Motto, ich verstehe euch Deutsche nicht, wie - ja auch undankbar - ihr mit Helmut Kohl umgeht?

Das war genau so gemeint. Im Ausland blickt man seit Langem auf Deutschland und versteht nicht, wie ein Land, das einen so großen Bundeskanzler hatte, so mit diesem Mann und seiner eigenen - der deutschen - Geschichte umgeht.

Ist das etwas Deutsches?

Wenn Sie in die Geschichte schauen, ist der Umgang mit Helmut Kohl der Normalzustand im Umgang mit großen Menschen. Wenn Sie ehrlich sind, ist das, was wir erleben und mein Mann immer erlebt hat, ein Kompliment. Es ist ein Kompliment, das man nicht braucht und das man nicht haben will. Und ich hätte meinem Mann die Schmutzzugabe im Alter gerne erspart. Andererseits zieht sich das wie ein roter Faden durch sein ganzes politisches Leben.

Wie erklären Sie das?

Mein Mann hat im Untersuchungsausschuss zur Spendenaffäre im Sommer 2000 in seiner Eingangserklärung gesagt: Ihm sei unvergesslich, wie Anfang 1983 einer der Anführer der Journalisten eines Hamburger Magazins in einer Redaktionskonferenz

gesagt habe: "Wir müssten schlechte Journalisten sein, wenn wir den Kohl nicht in sechs Monaten runtergeschrieben haben." Dieser Satz erklärt alles.

Welchen Zusammenhang sehen Sie zu Ihrem Bild in den Medien?

Das in manchen Medien von mir gezeichnete Bild spielt den Menschen in die Hände, denen Helmut Kohl immer im Weg stand und die seine Politik und sein Bild in der Geschichte diskreditieren wollen.

Wie sehen Sie Ihre Rolle in Bezug auf Helmut Kohls historischen Nachlass?

Ich bin nicht in der Lage, den historischen Nachlass meines Mannes alleine zu verwalten. Das wäre eine absurde Vorstellung. Das zeigt sich schon daran, dass die Akten im Privatbesitz meines Mannes eine Marginalie gegenüber dem darstellen, was es in Deutschland und auf der ganzen Welt an Dokumenten und Materialien gibt. Mein Mann und ich denken seit Längerem darüber nach, wie sichergestellt werden kann, dass sein Nachlass sicher in die Zukunft getragen wird und in die richtigen Hände kommt.

Sie haben in Zusammenhang mit Bill Clintons Mahnung an die Deutschen und Ihrem Bild in den Medien die Spendenaffäre angesprochen? Sehen Sie einen Zusammenhang?

Der Zusammenhang ist mir in den letzten Wochen und Monaten noch klarer geworden. Mein Mann hat mit seiner Politik der Mitte und der Standfestigkeit vielen - vornehmlich im linken Lager - im Wege gestanden. Es war nicht die Mehrheit in der Bevölkerung, denn von der Mehrheit wurde er viermal im Amt bestätigt. Aber es gab eine Mehrheit in den Medien, die versucht hat, seine Politik zu diskreditieren. Auch die Spendenaffäre galt diesem Ziel: Es war der Versuch, Helmut Kohl zu kriminalisieren.

Wie haben Sie die Spendenaffäre damals erlebt?

Es war ein einschneidendes Erlebnis. Damals habe ich verstanden, was die Medien bewirken können - zumal wenn man weiß, was dahintersteckt. Und ich habe auch gelernt, wie weit die verfasste öffentliche Meinung von der öffentlichen Meinung weg ist.

Woran haben Sie das gemerkt?

Sie müssen sich nur die enorme Unterstützung anschauen, die mein Mann damals bei den Menschen hatte und bei seinem privaten Spendenaufruf erfahren hat. Da waren auch viele Kleinspender dabei. Mein Mann hat die Briefe aus dieser Zeit aufgehoben. Die Zuschriften sind unglaublich berührend. Und das Meinungsbild in diesen Briefen hat mit der öffentlichen Darstellung wenig gemein.

Das Thema bewegt Sie immer noch?

Ja, weil ich finde, dass meinem Mann furchtbares Unrecht widerfahren ist - und zwar von allen Seiten, da nehme ich keine aus ...

... die Bürgerlichen?

... bürgerlich ist immer auch sehr still. Und sehr still ist in der Öffentlichkeit nicht immer hilfreich.

Was war für Sie das Unrecht gegenüber Ihrem Mann?

Der Umgang mit meinem Mann war gemessen an dem Fehler, den er gemacht hat, unverhältnismäßig und falsch.

Warum?

Ich empfehle, den Beschluss des Landgerichts Bonn vom Februar 2001 zu lesen, mit dem das Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Untreue gegenüber der CDU eingestellt wurde. Hier sind die Zusammenhänge sehr schön darlegt. Es ist interessant, dass Tausende über Helmut Kohl geschrieben haben und ich aber bisher überhaupt nur wenige Menschen getroffen habe, die den Beschluss kennen oder sogar gelesen haben.

Warum hat Helmut Kohl diesen Fehler begangen?

Mein Mann hat in den 90er-Jahren Sorge vor einem Linksrutsch gehabt. Er hat Geld gesammelt, um die Chancenungleichheit gegenüber den Linken für seine Partei, soweit möglich, auszugleichen und Wahlkämpfe so finanzieren zu können, wie die linken Parteien das auch konnten. Die SPD hatte schon immer eine bessere Finanzausstattung als die CDU, und bei der PDS, früher SED, heute Die Linke, ist bis heute unklar, wo das SED-Vermögen geblieben ist.

Dabei, also mit den anonymen Spenden, kam ja auch ordentlich Geld zusammen?

Die 2,1 Millionen DM Spenden, die mein Mann von 1993 bis 1998 von Menschen unter der Voraussetzung bekommen hat, dass ihre Namen nicht genannt werden, machten weniger als ein halbes Prozent der Einnahmen der Bundes-CDU über den gleichen Zeitraum aus. Das Geld wurde nicht ordnungsgemäß in den Rechenschaftsbericht der CDU eingestellt. Damit hat mein Mann gegen das Parteiengesetz verstoßen. Die im Parteiengesetz für diesen Verstoß vorgesehene Sanktion war mit der Rückzahlung der dreifachen Summe durch die Partei an die Bundestagsverwaltung abgegolten. Das - nur aufgrund von Strafanzeigen eröffnete - Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Untreue gegenüber der CDU wurde eingestellt gegen eine Zahlungsaufgabe von 300.000 DM. Die Begründung war unklare Rechtslage, Wiedergutmachung durch den privaten Spendenauftrag für die CDU mit rund acht Millionen DM Spendeneinnahmen und die Lebensleistung von Helmut Kohl für Deutschland und Europa.

Und was bleibt jetzt übrig?

Mein Mann hat einen Fehler gemacht, der kein Verstoß gegen das Grundgesetz, sondern gegen das Parteiengesetz war. Der Verstoß war im Parteiengesetz geregelt und nach dem Parteiengesetz nicht strafbar. Der Verstoß war mit der Rückzahlung durch die Partei abgegolten. Mein Mann hat sich nicht persönlich bereichert, seine Politik war nicht käuflich, er hat es nicht für sich getan.

Dann ist ja jetzt alles gut?

Nein. Ich habe den Umgang mit meinem Mann als menschlich furchtbar empfunden. Und wenn wir solche Geschichten mit verzeihlichen Fehlern nicht einordnen, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Menschen sagen, es ist doch egal, wen wir wählen. Die SPD hat übrigens zur gleichen Zeit - jedenfalls nach meinem Verständnis - gegen das Transparenzgebot des Grundgesetzes und des Parteiengesetzes verstoßen, ohne dass das groß thematisiert wurde.

Was meinen Sie?

Die SPD hatte in ihrem Rechenschaftsbericht den Wert ihrer Vermögensbeteiligungen mit 60 Millionen DM angegeben. Der wirkliche Wert wurde damals auf mindestens eine Milliarde geschätzt. Die Differenz zwischen einer Milliarde und 60 Millionen können Sie ausrechnen. Die SPD hatte also ihr Vermögen, gemessen am wirklichen Wert, um rund 940 Millionen DM zu niedrig ausgewiesen.

Kann man das vergleichen?

Ich bin kein Jurist. Aber wenn ich sehe, wie unterschiedlich das damals von allen Seiten, auch öffentlich, gehandhabt wurde, dann wundere ich mich. Ich will den Fehler meines Mannes nicht kleinreden, aber die Geschichte der Parteifinanzen war stets eine Geschichte von Rechtsunklarheit, und hier war wohl keine Partei besser als die andere.

Wie beurteilen Sie den Umgang der eigenen Partei, der CDU, mit Helmut Kohl?

Die Partei hat aus ihrem Verhalten selbst am meisten Schaden genommen, weil jeder, der die Fakten wägt, weiß, dass es Unrecht war. Man hätte Helmut Kohl besser in der Mitte der Partei gelassen, aber es ist nun einmal passiert. Das muss jeder mit sich selber ausmachen.

Welche Reaktion empfanden Sie in der Spendenaffäre am bizarrsten?

Da gab es viele. Ich erinnere mich an diese Berliner Schauspielerfamilie, die tagelang mit Transparenten mit der Aufschrift www.kohlvorgericht.de vor der Wohnung meines Mannes wartete, ihn beschimpfte und dafür demonstrierte, dass man ihn vor Gericht stellt ... und am Ende ins Gefängnis?

Aber ist das so schlimm ...

Ja.

Aber die moralische Erregung trifft ja längst nicht nur Politiker.

Da haben Sie recht. Aber sehen Sie sich an, wie unterschiedlich damit umgegangen wird. Nur ein Beispiel: Der ehemalige Chefredakteur einer Hamburger Wochenzeitung ist kürzlich wegen Steuerhinterziehung in Höhe von rund 650.000 Euro zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr und sieben Monaten auf drei Jahre

Bewährung verurteilt worden, wobei das Gericht einen vorsätzlichen, besonders schweren Fall des Betruges feststellte. Die Medien beschäftigten sich damit nur wenige Tage, und in kaum einem Artikel tauchte das Wort Betrug auf. In den meisten Zeitungen stand lediglich, der Richter habe ihm zugutegehalten, dass er den Schaden wieder gutgemacht habe und dass er dafür sein Haus auf Sylt verkauft habe. Der Arme.

Wir haben Ihren Punkt verstanden, aber kann man Journalisten und Politiker vergleichen?

Darum geht es nicht. Es geht darum, wie wir in einer Demokratie mit Fehlern umgehen. Und auch darum, wie wir mit unseren Politikern umgehen. Man muss in Deutschland nicht Politiker werden, das sollten wir nicht vergessen.

Okay ...

Ich habe hierzu noch ein schönes - schönes in Anführungszeichen - Schlusswort. Mein Mann hat einmal zu mir gesagt, als wir über die Spendenaffäre sprachen: "Die war sehr deutsch, sehr deutsch in dem, wie einer verfolgt wird. Es war blanke Rache. Es kommt gar nicht darauf an, was einer gemacht hat, sondern wie es dargestellt wird."

Letzte Frage: Der Unfall ist sechs Jahre her. Haben Sie damals gewusst, was auf Sie zukommt?

Nicht wirklich. Und wenn ich mir anschau, wie hart die vergangenen sechs Jahre waren, bin ich froh, dass ich es nicht wusste. Aber ich weiß auch, dass ich alles wieder so tun würde. Wissen Sie, ich hatte bei dem Unfall genau zwei Möglichkeiten, dazwischen gab es nichts: Ich bleibe, oder ich laufe weg. Ich bin geblieben, weil ich meinen Mann liebe, ich würde es immer wieder tun, und ich habe mich dem allen mit allem, was kam, gestellt. Darüber haben mein Mann und ich oft gesprochen, darüber sprechen wir auch heute immer mal wieder. Und ich frage meinen Mann hin und wieder auch, warum er mir so sehr vertraut. Das ist nicht zwingend selbstverständlich, das sehe ich jedenfalls so. Und dann sagt mein Mann immer diesen einen Satz: "Weil du du bist."

„Manchmal dachte ich, es wäre das Beste, wenn er sich das Leben nimmt“

Ein Paar, seit Jahrzehnten verheiratet. Sie haben zwei große Kinder. Dann findet die Polizei Kinderpornos auf seinem Rechner. Zigtausende. Warum bleiben sie dennoch zusammen? Eine Begegnung mit zwei Menschen am Abgrund.

Von Ingrid Eißele und Dominik Stawski, stern, 04.09.2014

Frau A., wie haben Sie es erfahren?

SIE: Es fing 2006 an. Mein Mann war an diesem Tag bei der Arbeit, ich zu Hause. Plötzlich stand die Kripo vor der Tür.

ER: Bis zu diesem Tag war das mein Geheimnis.

Was genau war Ihr Geheimnis?

ER: Auf meinem Rechner fand man 50 000 Bilder. Kinderpornografie. Nicht alle zeigten Sex mit Kindern. Auch Nacktbilder, ein Sammelsurium.

Wie reagierten Sie, Frau A.?

SIE: Ich konnte das nicht fassen. Ich habe ihm gesagt: Das sind doch Kinder, überleg doch mal! Die machen das nicht freiwillig, die werden doch gezwungen!

Wie lange sind Sie verheiratet?

SIE: Heute fast 30 Jahre.

Das stellt doch alles auf den Kopf. Sie denken, Sie wissen die intimsten Details von Ihrem Mann, und dann so etwas?

SIE: Plötzlich ist er fremd. Und es kommt die Frage: Habe ich ihm nicht genügt? So wie bei einem Mann, der fremdgeht, der sich was anderes sucht. Warum sucht er

sich so etwas?

Aber Kinderpornografie ist doch etwas anderes als ein Seitensprung.

SIE: Natürlich, und wenn ich darüber nachgedacht habe, was mit diesen Kindern passiert... Das war schlimm für mich.

Frau A., Sie haben einen Beruf, Sie sind unabhängig, Sie hätten gehen können.

SIE: Man hat ja viel miteinander erlebt, auch viel Schönes, man hat etwas gemeinsam aufgebaut.

Gingen bei Ihnen nicht gleich die Fragen im Kopf los, ob die Bilder wirklich alles waren?

SIE: Klar. Waren das nur Bilder im Internet? Was lief in der Realität? War da irgendetwas? Ich habe auch unsere Kinder gefragt. Aber die sagten: Da war nie was. Ich weiß, dass er keiner war, der Spielplätze aufgesucht hat. Aber man weiß es natürlich nie hundertprozentig.

ER: Ich bin lieber zu Hause gewesen, da hatte ich meine Ruhe.

SIE: Wenn Freunde unserer Kinder bei uns übernachteten, war da wirklich nichts.

Herr A., haben Sie sich je direkt an einem Kind vergriffen?

ER: Nein.

Aber warum Kinderpornografie? Sind Sie pädophil?

ER: Nein. So sieht mich auch meine Familie nicht. Und so bin ich auch nie eingestuft worden. Nicht jeder, der Kinderpornografie besitzt, ist ein Pädophiler.

Aber warum dann?

ER: Das war eine Parallelwelt. Ich arbeite viel am Computer, auch beruflich. Meine Frau liest viel, ich erstelle am PC Tabellen für die Haushaltsplanung, ich schätze Ordnung. Und ich war der Pornografie nie abgeneigt.

Okay, Sie mögen Computer und Pornos. Dann hätten Sie ja auch

Erwachsenenpornos sammeln können.

ER: Damit hatte es ja begonnen. Ich hatte die Schrankklappe voll mit Pornozeitschriften aus meiner Studentenzeit.

SIE: Ich wusste davon.

ER: Das war mein Schweinkram, und den fand sie nicht gut. Aber sie hatte sich damals entschieden, mich zu heiraten - im Wissen, dass ich solche Bilder angucke. Mit dem Internet wurde das alles viel einfacher. Ich musste nicht mehr in die Läden, dort hatte ich mich immer geschämt. Ich konnte einfach herunterladen und speichern. Und mit der Zeit kam eben noch eine Kategorie zu den Pornos dazu.

Verbotene Kinderbilder.

ER: Ich habe alles gesammelt, alles in Ordnern angelegt. Homosexualität, Sex mit Tieren. Alles, was angeboten wird.

Wie haben Sie Ihre Sammlung getarnt?

ER: Musste ich nicht. Die Kinder hatten schon eigene PCs. Mein Computer stand in meinem Büro im Keller, da habe ich mich verbunkert. Mehrmals die Woche. Das war damals mein Freiraum, mein Reich. Und Ihre Frau durfte da nicht rein?

SIE: Doch, die Tür stand immer offen. Aber er hörte ja meine Schritte auf den Stufen, wenn ich kam.

Hatten Sie nie einen Verdacht, was Ihr Mann da trieb?

SIE: Nein, er war damals sehr verschlossen. Und wenn ich mal sagte: Hör mit dem Computer auf! Dann reagierte er wütend, redete nicht mehr mit mir.

ER: Ich dachte nur: Der Computer ist mein Hobby, das steht mir zu.

Ein perverses Hobby, wenn Sie damit das Herunterladen solcher Bilder meinen.

ER: Ja, aber so habe ich das damals nicht gesehen.

Sie: Ich habe dann irgendwann aufgehört, Kommunikation zu suchen. Es klingt so, als hätten Sie Kinderpornografie gesammelt wie andere Gartenzwerge?

ER: Ich habe früher alles gesammelt, Briefmarken, Bilder.

Und dann Kinderpornografie? Sie beschreiben das als so harmlos.

ER: Zwischendurch habe ich mich als Schweinehund gefühlt. Ich habe mich selbst gefragt, ist das etwas, was ich ausleben wollte?

Und?

ER: Das war das einzig richtig Positive, dass ich mich selbst habe antworten hören: Nein.

Sie sammeln diese Bilder, aber es war nichts Erregendes für Sie?

ER: Nicht erregender als die anderen Bilder.

Was hat Sie denn an diesen Bildern gereizt?

ER: Neugier. Mal was anderes.

Konnte man auf den Bildern Kinder sehen, die von Erwachsenen missbraucht wurden?

ER: Auch.

Das hat Sie nicht abgestoßen?

(Er zögert. Holt tief Luft.) Abgestoßen? Meine Frau stößt schon normale Pornografie ab. Wenn die Schwelle überschritten ist, dass einen nichts mehr abstößt... Es gibt ja auch bei der Erwachsenenpornografie nicht so schöne Szenen. Warum guckt man die dann an, wenn man das eigentlich gar nicht machen will mit einer Frau? Das ist das Gleiche.

Die Kinder auf diesen Bildern können sich nicht wehren. Ging es Ihnen um Macht?

ER: Nein, ich hatte keine Fantasien, weder vorher noch nachher. Das war eine Beschäftigung.

Frau A., das alles muss Sie schockiert haben?

SIE: Ich wollte ihn dahin bringen, zu erkennen, was er den Kindern auf den

Bildern angetan hat. Da kam aber nichts.

Was heißt das?

ER: Ich wollte nicht darüber reden. Ich habe damals auch eine Therapie abgelehnt, ich dachte, ich kann alleine damit aufhören.

SIE: Und ich wollte dann einfach verdrängen. Ich sagte mir, jeder hat eine zweite Chance verdient. Er hat versprochen, er kriegt es in den Griff.

Es gab einen Prozess wegen Besitzes von Kinderpornografie.

ER: Mein Anwalt sagte: „Ich kann nicht dafür garantieren, dass in der Verhandlung nicht eine Schulklasse drinsitzt.“ So ein Strafprozess ist ja öffentlich. Das wäre übel gewesen, denn in so einem kleinen Ort kennt man meine Kinder. Es war aber nur ein Zuhörer da, niemand von der örtlichen Zeitung.

Was wäre gewesen, wenn es bekannt geworden wäre?

ER: Du hast gesagt, wenn bestimmte Menschen etwas rauskriegen, dann ist Schluss.

SIE: Wenn ich hätte wählen müssen zwischen meinem Mann und meinen Eltern und Geschwistern, dann...

ER: Dann wärst du weg gewesen. Wir hatten deshalb die Zeitung im Auge, ob da ein Bericht über die Verhandlung drinsteht. Da war aber nichts. Zum Glück.

Wussten denn Ihre Kinder Bescheid?

ER: Ja, denen musste ich es ja sagen. Die hatten das mit der Kripo mitbekommen.

Wie alt waren die Kinder damals?

SIE: Sie waren in der Oberstufe.

Und wie haben sie reagiert?

ER: Meine Tochter war geschockt, sie hat nur geheult. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, was ihr Vater da anguckt. Und bei meinem Sohn kriegt man nie so leicht raus, was er wirklich denkt. Er sagte damals nur: Ich kenne die Gefahren im Internet.

Hat er das verharmlost, um sich zu beruhigen?

ER: Ja, er sagte: Das kann passieren. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass er wirklich so gedacht hat. Er wollte so schnell wie möglich vergessen. Alle waren froh, dass es glimpflich ausging.

Was heißt glimpflich?

ER: Ich bekam 18 Monate, aber auf Bewährung, und 5000 Euro Geldstrafe. Hauptsache, kein Gefängnis.

SIE: Ich hatte danach die Hoffnung, es ist vorbei, und wir können aufatmen und wieder neu anfangen.

Es war nicht vorbei?

ER: Nein. Einige Jahre später, wir machten gerade einen Ausflug und saßen gemeinsam im Auto, da bekam ich einen Anruf von der Polizei. Die hatten unsere Haustür aufgebrochen. Ich stand wohl wieder auf einer Liste. Dieses Mal waren es um die 1000 Bilder.

SIE: Wir sind sofort nach Hause gefahren, ich saß vollkommen apathisch neben ihm im Auto. In meinem Kopf ist immer dasselbe abgerollt. Jetzt ist alles kaputt! Alle Hoffnung. Was mache ich jetzt?

Sie sind gemeinsam nach Hause gefahren?

ER: Ja, aber ohne ein Wort, die Fahrt dauerte ein paar Stunden. Totenstill.

SIE: Ich habe ihm harte Worte gesagt und mich dann verschlossen. Ich habe gedacht: Erst mal nach Hause, dann schnell weg. Vielleicht hatten dieses Mal auch die Nachbarn etwas mitbekommen. Für mich gab es nur eins: mich retten. Er hatte gesagt, ich solle doch Vertrauen haben. Und er hat mich erneut so hintergangen. Da sagte ich: Nein, jetzt ist es aus!

Herr A., warum haben Sie nicht aufgehört?

ER: Das hatte ich ja versucht, schon bevor ich das erste Mal aufflog. Ich habe mir Krücken gebaut, zum Beispiel: Bald habe ich Geburtstag oder bald ist Hochzeitstag. Und dann ist Schluss. Dann habe ich es aber nicht lange ausgehalten und

wieder etwas runtergeladen.

Wie lange haben Sie es ohne ausgehalten?

ER: Ein paar Wochen, dann musste ich wieder anfangen. Es war wie eine Sammelsucht.

Haben Sie auch an die Kinder auf den Bildern gedacht?

ER: Nein. Ich bin es eigentlich gewohnt, analytisch zu denken und so was zu erkennen. Das ist doch eigentlich ein No-Go in unserer Gesellschaft.

Wie sahen Sie diese fremde Seite Ihres Mannes, Frau A.?

SIE: Ich fand sie abstoßend. Bei der Erwachsenenpornografie hatte er immer gesagt, dass es eine andere Welt sei, dass es nichts mit mir zu tun habe. Aber das hier ist Gewalt an Kindern!

Hat Ihr Mann versucht, sich zu rechtfertigen?

SIE: Er hatte es mir mit seiner Sammelwut erklärt. Das hat mir sogar irgendwo eingeleuchtet, weil ich weiß, er ist wirklich so ein Sammler. Er macht seine Ordner.

Warum haben Sie sich auch nach dem zweiten Mal nicht von ihm getrennt?

SIE: Ich hatte mir schon eine Wohnung angeguckt, das wäre nur für den Übergang gewesen. Aber ich schaffte es nicht, einfach so auszuziehen.

Waren Sie zu schwach?

SIE: Ja, ich brach zusammen. Es begann mit Atemnot, Herzrasen, Schlaflosigkeit, ich bekam eine richtige Depression. Ohne Psychopharmaka ging es nicht mehr, und auch nicht ohne eine Psychotherapie.

ER: Sie sagte mir damals, sie muss jetzt nach ihrer eigenen Gesundheit schauen. Die Tendenz war so, dass sie geht. Ich habe festgestellt, ich bin allein. Ich hatte keine Stütze mehr. Ich war drauf und dran, mit dem Leben abzuschließen.

Frau A., hatten Sie Angst, dass Ihr Mann sich umbringt?

SIE: Ich habe manchmal sogar gedacht, es wäre das Beste, wenn er sich das Leben nimmt, ganz ehrlich! Dann wären alle Probleme gelöst gewesen.

(Für einen Moment schweigen beide.)

ER: Unsere Kinder haben uns gerettet. Sie haben von mir verlangt, bei der Polizei alles auf den Tisch zu packen. Meine Tochter hat mich begleitet, als ich ausgesagt habe. Das fand auch der Beamte außergewöhnlich. Es war derselbe Kommissar wie beim ersten Mal. Sie wurde natürlich auch einiges gefragt.

Was denn?

ER: Ob ich ihr jemals näher gekommen bin.

Wie empfanden Sie diesen Moment?

ER: Als Vater kann einen das nur beschämen. Man möchte einfach nur verschwinden.

Wie ging der zweite Prozess aus?

ER: Zehn Monate, wieder auf Bewährung. Und wieder 5000 Euro Geldstrafe.

Das war alles -

SIE: Die Bedingung war, dass er in Therapie geht. Ohne die hätte ich mich getrennt, denn das hatten wir ja schon mal.

ER: Ich wusste selbst, dass ich es ohne Hilfe nicht schaffe. Die Kinder schickten mir Links zu Hilfsangeboten. Meistens irgendwo in Norddeutschland, es gibt kaum Anlaufstellen hier im Südwesten. Am Anfang kriegte ich nur Absagen bei Psychologen.

Warum?

ER: Ich hatte das Gefühl, dass ihnen das Thema nicht passt. Diese Suche war für mich mühsam und fast schon entmutigend. Bis ich endlich in Karlsruhe bei Bios gelandet bin, die boten mir sofort Hilfe an (siehe Kasten links).

Müsste es mehr Hilfe für Täter geben?

ER: Ich verstehe, dass an erster Stelle den Opfern geholfen werden muss. Aber wenn man Kinderpornografie verhindern will, muss man auch den Tätern Anlaufstellen bieten, damit sie in einer Therapie ihr Verhalten ändern. Das hilft einer

Gesellschaft mehr, als die Täter nur wegzusperren.

Wie verlief die Therapie?

ER: Damals war ich völlig verzweifelt. Die Therapeutin rettete mein letztes bisschen Selbstwertgefühl, das war wichtig. Ich blieb in diesen Gesprächen ein Mensch. Und auf der anderen Seite hat man mir knallhart klargemacht, dass hinter den Bildern Strukturen von Gewalt stecken, dass die Kinder unter Drogen gesetzt werden.

Haben Sie vorher nie den Schluss gezogen, dass Sie durch das Herunterladen selbst Missbrauchverursacht haben?

ER: Zu der Zeit habe ich nicht darüber nachgedacht. Aber ganz klar: Solches Material würde nicht angeboten, wenn da keine Abnehmer wären. Von daher bin ich mitverantwortlich, ich bin Täter, das weiß ich aber erst durch die Therapie.

Haben Sie Angst, erneut rückfällig zu werden?

ER: Ich habe Tipps bekommen, wie ich mein Leben gestalten kann. Nicht nur am Computer sitzen. Es geht darum, etwas zu verhindern, nicht um Ursachenforschung, nicht darum, in der eigenen Kindheit zu wühlen. Da war ja auch nichts. Meine Therapeutin hat mir angeboten, dass ich sie jederzeit anrufen kann, sollte ich mal schwach werden.

Die Therapie endete vor etwa vier Monaten. Sind Sie schwach geworden?

ER: Nein, es ist nichts passiert.

Wie lernten Sie, Ihrem Mann wieder zu vertrauen, Frau A.?

SIE: Das hat lange gebraucht. Er sagte mir auch, dass ich ihn runterziehe, wenn ich ihm misstraue. Aber das war einfach da. Bis ich merkte, dass er offener wird.

Offener?

SIE: Ich habe gemerkt, dass er sich interessiert, dass er Leute anruft, mit seiner Verwandtschaft Kontakt aufnimmt. Und wir haben wieder mehr miteinander geredet.

Gab es heikle Momente?

SIE: Die gab es immer wieder, ich kam heim, und er klappte den Computer zu,

und ich dachte, hoppla, es ist wieder genauso wie früher. Aber inzwischen vertraue ich ihm wirklich hundertprozentig. Ich hoffe, das bleibt so. Aber man steckt in keinem Menschen drin.

Führen Sie eine Ehe auf Bewährung?

SIE: Nein, es ist eine Partnerschaft, die gestärkt wurde. Dass er heute zu diesem Gespräch kommt, ist für mich eine Bestätigung.

Herr A., warum geben Sie uns dieses Interview?

ER: Die Leute sollen sehen, was Therapie bewirken kann. Dass die Täter lernen, ihr Verhalten in den Griff zu kriegen. Ich will anderen zeigen, dass es einen Ausweg geben kann.

Hat sich sexuell in Ihrer Partnerschaft etwas geändert?

SIE: Wenn man lange zusammen ist und ein inniges Verhältnis hat, ist die Zuwendung sowieso anders. Das hat uns zusammengeschweißt, unsere Beziehung inniger gemacht. Sexualität ist nicht so wichtig.

Ist das Fremdheitsgefühl weg?

SIE: Ja.

Lieben Sie Ihren Mann noch?

SIE: Eindeutig ja. Wenn nicht, wäre ich nicht bei ihm geblieben.

Haben Sie sich Ziele gesetzt?

ER: Wir machen uns Gedanken über das Ende unseres Berufslebens, ich habe eine Excel-Liste gemacht, einen Zeitstrahl aufgebaut, wann die Mindestrente erreicht ist, wann die Rente. Wir wollen uns die restliche Zeit des Lebens schön machen, wandern.

SIE: So ganz klar ist das für mich nicht. Außer den gemeinsamen Vorhaben muss jeder von uns beiden auch für sich etwas Sinnvolles planen. Ich habe da Ideen. Aber du müsstest dir darüber noch mehr Gedanken machen.

Gibt es diesen Kellerraum noch?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ER: Die Akten stehen noch unten, aber ich habe alles weggeworfen, was mit Nacktheit zu tun hat, selbst Kunstbildbände. Ich wollte ein Signal setzen: Egal, was für eine Art von Pornografie, ich will die Dunkelheit da unten nicht mehr. Das war ein Anfang.

SIE: Wir haben jetzt nur noch einen Computer, den nutzen wir gemeinsam.

„Es gab zu viele Verwundungen“

Sex mit der Stiefmutter, Kämpfe mit Grass: Der Publizist Fritz Raddatz hat neue Tagebücher veröffentlicht - und teilt aus wie nie.

Von Sven Michaelsen, Süddeutsche Zeitung Magazin, 04.04.2014

Herr Raddatz, die abstoßendste Figur in Ihren Tagebüchern ist Ihr Vater, ein Oberst a. D. der kaiserlichen Armee, der in der Weimarer Republik zur Direktion der Ufa gehörte.

Fritz Raddatz: Das Wort Vater steht in meinem Inneren in Anführungszeichen. Nach seinem Tod sagte meine Stiefmutter mir, er sei nicht mein leiblicher Vater. Also ein Jakob-Augstein-Schicksal, außer dass der wahre Vater kein berühmter Romancier war.

Konnte Ihre Stiefmutter Ihnen sagen, wer Ihr biologischer Vater ist?

Ja. Den möchte ich aber nicht aufdecken, weil er kein ganz unbekannter Mann war.

Sie wurden zu Hause über Jahre brutal misshandelt. Wussten Sie, warum?

Ich habe mich jeden Tag gefragt, wie es sein kann, dass mein Vater so furchtbar grausam zu mir ist. Beim geringsten Vergehen wurde ich so geprügelt, dass selbst der Hund Mitleid mit mir hatte und erst recht meine Kindermädchen, die oft weinend versuchten, dazwischenzugehen, wenn er mir wie rasend blutige Striemen schlug. Mein Gefühl war, dass er mit seinen geradezu orgiastischen Hassausbrüchen sich für irgendetwas an mir rächte. Deshalb erscheint es mir plausibel, was meine Stiefmutter sagte: Er prügelte auf einen Bastard ein. Dazu benutzte er eine Hundepeitsche aus geflochtenem Leder oder eine Pferdepeitsche, die aus einem Stahlstock bestand, der mit Stroh und Leder umwickelt war. Die Pferdepeitsche war weniger flexibel und tat deshalb nicht ganz so weh. Geschlagen wurde ich entweder auf den nackten Hintern oder auf die Lederhose, die Kinder damals trugen.

Als Sie elf Jahre alt waren, gab es eine Nacht, die, wie Sie schreiben, »mein ganzes Leben bestimmt und zerstört hat, nämlich als mein Vater mich verführt und ich mit seiner Frau ficken muss«.

Obwohl ich ein alter Mann bin, habe ich diese Nacht nicht vergessen können. Mein Vater kam mit erigiertem Glied in mein Schlafzimmer, zog mich durch die Verbindungstür ins elterliche Schlafzimmer und führte mich meiner Stiefmutter zu. Mit meinen elf Jahren hatte ich keine Ahnung, was von mir erwartet wurde. Ich hatte noch nicht mal onaniert. Meine Sexualität bestand aus unbegriffenen Ferkelversen aus der Schule und Witzchen, wie die Kinder zustande kommen. Mein Vater führte mir vor, wie man das macht. Sein erigierter Schwanz – riesig in den Augen eines Elfjährigen – war ein entsetzlicher Schock. Es war eine psychische und physische Vergewaltigung. Heute würde man Herrn Raddatz einen Sexualverbrecher nennen und die Polizei rufen.

Kann ein Elfjähriger mit einer Frau Geschlechtsverkehr haben?

Es ging nicht richtig, aber es ging. Irmgard, so hieß sie, war die erste Frau, mit der ich geschlafen habe. Wir waren nicht verwandt, für sie war ich wie ein fremder Junge. Sie war mit ihrem Mann sexuell im Gange und deshalb entzündet, wie man das vornehm nennt. Da muss es einen Moment gegeben haben, dass sie sagte, wenn sogar der Vater das interessant findet, dann will ich es auch.

Was für eine Frau war Ihre Stiefmutter?

Eine aufs Körperliche ausgerichtete Vorstadt-Mondäne, eine rothaarige Lola mit grünen Katzenaugen. Die Beziehung zwischen ihr und dem Herrn Raddatz war vor allem sexuell bestimmt. Er war ihr verfallen bis zur Hörigkeit. Die beiden hatten öfter Triolen. Da war dann allerdings kein Elfjähriger beteiligt, sondern ein erwachsener Mann.

Wann haben Sie über den Missbrauch sprechen können?

Ich habe das verbunkert in meinem Inneren und dort nicht wieder rausgeholt. Erst vier Jahre später habe ich meinem Vormund davon erzählt, Pastor Mund. Bei ihm lebte ich, nachdem mein Vater 1946 gestorben war.

Ihr Vormund, ein, wie es in Ihren Tagebüchern heißt, »verlogener Charismatiker« mit »sirrend-hexischem Charme«, führte ein Doppelleben. Nach außen gab er den tief religiösen Ehemann und Kindsvater, mit Ihnen, seinem anfangs minderjährigen Mündel, hatte er 17 Jahre lang Sex.

Nicht selten hinter dem Altar, während seine Frau das Essen bereitete, vor dem selbstverständlich gebetet wurde. Ich hatte mit der erwähnten Ausnahme bis dahin keine sexuellen Erfahrungen und hielt unsere Beziehung für Liebe – was es von meiner Seite bestimmt war und von seiner, denke ich, auch. Es war nicht nur die Verführungsgeschichte eines Dreißigjährigen und eines 15-Jährigen. Obwohl er mich betrog, war ich fast sklavisch an ihn gebunden.

In Ihren Träumen haben Sie bis heute auch Sex mit Frauen.

Und das wundert Sie? Ich habe auch längere Beziehungen mit Frauen gehabt. Nachdem ich mit einer Frau geschlafen hatte, ging ich oft noch in eine Schwulensauna. Ich könnte nicht sagen, ob ich von jung an schwul war oder es erst durch die Verführung des Pfaffen wurde. Ist eigentlich auch wurscht. Nachdem er mich verführt hatte, war mein Begehren ausschließlich auf den Pfaffen fixiert.

Peter Handke sagt, seine Akne habe ihn zum Schreiben gebracht. John Updike nennt als Grund seine Schuppenflechte. Sie haben Vitiligo, auch Weißfleckenkrankheit genannt.

Wie Michael Jackson. Die Haut bestrafte mich mit widerlichen Flecken, weil ich aus ihr raus wollte. Ich habe das kurz nach dem Abitur bekommen. Damals wusste niemand, dass das eine Krankheit ist. Es begann mit einem ganz kleinen Flecken am Hals, dann wurden es mehr. Ich versuchte, die Flecken zu kaschieren. Der erste Dermatologe verschrieb mir eine Creme. Später hieß es, Sie sind ein Nervenbündel und deshalb ist Ihr vegetatives Nervensystem gestört. Nach vielen Gesprächen mit Dermatologen glaube ich heute, dass Vitiligo eine seelische Wurzel hat.

Ihre Mutter Alice, eine schöne Pariserin aus reichem Haus, ist bei Ihrer Geburt gestorben. Gab es in Ihrer Kindheit Zärtlichkeit und Liebe?

Ich bin in meiner Kindheit nicht einmal in den Arm genommen, geküsst oder gestreichelt worden, es sei denn vom Hund mit der Zunge. Das Fehlen von Liebe und

einer behütenden Mutter war für mich eine intensive Ego-Kränkung. Diese Kränkung versuchte ich zu kompensieren, indem ich mir meine eigene schützende Welt aus Buchstaben baute. Die Beziehung zu Pastor Mund war ebenfalls eine Flucht in einen Schutz hinein. Ich hätte damals auch einen Feuermelder umarmt und geküsst auf der Suche nach einem, der mir hilft zu leben.

Werden aus ungeliebten Kindern Erwachsene, die nicht lieben können?

Die fehlende Liebe hat bei mir zum einen eine fast panische Suche nach Liebe und ein dauerndes Anbieten meiner Liebe bewirkt, egal ob bei Männern oder Frauen. Zum anderen, was man böse meine exzessive Gefall- und Ruhmsucht nennen könnte. Ich würde es die Anerkennung auf dem Markt der Eitelkeiten nennen, die ich auf manchmal absurde Weise gesucht habe. Es ist das ewige Penis-zeigen-Müssen des ungeliebten und sich deshalb minderwertig fühlenden Kindes. Vor dem Krieg war ich mit meinem Vater im »Haus Vaterland«, einem Varieté am Potsdamer Platz in Berlin. Als Musik gespielt wurde, bin ich mit meinen sieben Jahren auf die Tanzfläche gegangen und habe zum Entsetzen oder Amüsement aller Gäste einen Spitzentanz getanzt. Dieser Spitzentanz hieß später Rowohlt oder Zeit-Feuilleton.

Bei was heben Sie den Finger: Eitelkeit oder Narzissmus?

Bei Ersterem. Narzissmus ist ein die Persönlichkeit zersetzendes Gift und führt nicht zur Produktion. Ein Narzisst kann kein wunderbares Klavierkonzert schreiben, weil er vor der letzten Note in seinem Spiegelbild ersäuft. Eitelkeit dagegen kann einen Menschen aufblühen und sich großartig entfalten lassen, wie eine japanische Papierblume. Diese Menschen ziehen aus ihrer Ich-Besessenheit Ehrgeiz, Kraft und Produktivität.

In Ihren Tagebüchern beklagen Sie ständig, dass man Ihnen mickrige Blumensträuße mitbringt, zu niedrige Honorare anbietet und Sie in miesen Hotels unterbringt. Das nennt man narzisstische Kränkung.

Nein, es geht um Herabsetzung meiner Würde. Unsere Welt ist nun mal so gebaut, dass Geld auch eine Form der Anerkennung für Begabung ist. Wer mir 400 Euro für einen Artikel anbietet, sagt mir, eigentlich bist du ein Niemand, ein Greis auf

Nuttentour. Das als Kränkung zu empfinden, muss gestattet sein, ohne den Stempel Narzisst aufgedrückt zu bekommen.

Mit Gabriele Henkel, der Witwe des Waschmittel-Milliardärs Konrad Henkel, verband Sie eine 40-jährige Freundschaft. Die endete, als Ihnen Frau Henkel als Gastgeschenk zwei Geschirrhandtücher überreichte.

Ich zog damals in eine neue Wohnung, ein großes Ereignis für mich, und hatte Menschen eingeladen, die ich für Freunde hielt. Natürlich bringt man dann nicht zwei Geschirrhandtücher mit. Frau Henkel nagt ja nicht am Hungertuch. Schenken heißt für mich, einen Menschen zu streicheln. Also bringt man entweder gar nichts mit oder etwas, was sich sehen lassen kann. Zwei Geschirrhandtücher würde man doch nicht mal seiner Putzfrau schenken, wenn die in die neue Zweizimmerwohnung gezogen ist.

Dauerthema Ihrer Tagebücher ist das, was Sie die »Verkommenheit des Literaturbetriebs« nennen. Dabei rezensieren Sie immer wieder Bücher von Freunden.

Das ist ein heikel Ding. Besser täte man es nicht. Ich habe mich darüber hinweggesetzt und gesagt, ich mache, was ich will.

Zu den Freunden, die Sie immer wieder rezensiert haben, zählt Günter Grass. Auch mit ihm sind Sie auseinander.

Er nimmt mir übel, dass ich ihn öfter mit dem George-Grosz-Stift karikiert habe, statt ihm Seerosen ins Haar zu malen.

Nachdem Grass sein Israelkritisches Gedicht *Was gesagt werden muss* veröffentlicht hatte, schrieben Sie: »Der Ex-Freund ist artistisch impotent geworden. Wieso hält er nicht die Klappe? Er kommt mir vor wie die alternden Schwulen in den Parks, die an sich herumfummeln, ihn kaum oder nicht oder knapp hochkriegen – und dann kommt ein widerliches Tröpfchen.«

Da Grass in einem übrigens scheußlichen Gedicht selber geschrieben hat: »Er steht mir noch, aber nicht so oft«, darf ich so etwas schreiben. Es ist nun mal so, dass Indiskretion zum Wesen eines Tagebuchs gehören. Ich bin ja auch mir selber gegenüber indiskret.

Dass Sie öffentlich gemacht haben, er würde seine Frau »an jeder Ecke betrügen«, hält Grass für den Verrat einer Freundschaft.

Das mit dem Betrügen war alles schon vorher publiziert worden. Lesen Sie mal die Grass-Biografie von Michael Jürgs. Aber ich akzeptiere, dass er gekränkt ist. Umgekehrt bin ich über sein Tagebuch auch gekränkt. Das muss er akzeptieren, tut er aber nicht. Ich werde nicht an seiner Tür klingeln und sagen, wir wollen uns wieder lieben. Ich denke, dass das nicht zu reparieren ist.

Haben Sie Ihre Tagebücher vor der Publikation zensiert?

Ein paar intime Dinge habe ich wegen Schamgrenzen rausgenommen. Der Rest wurde durch das Sieb von zwei Anwälten und meinem Verleger Alexander Fest gerührt. Wenn Fest fragte, ob ich der Person XY das wirklich antun wolle, sagte ich, ja, das tue ich dem an – und vor allen Dingen mir. Fest wollte mich vor mir selber schützen, aber ich habe mich nicht schützen lassen.

2007 notierten Sie nach einem Telefonat mit der Frau Ihres todkranken Freundes Peter Rühmkorf: »Als ich unverblümt nach Pinkeln-Können mit der künstlichen Blase und nach seinem Pimmel fragte (>Du weißt ja, wie wichtig das Ding für uns Männer ist<), erzählte sie, sie habe wegen genau dieser seiner Angst einen Handspiegel gekauft und den vor seinen Schwanz gelegt – den Schwanz, mit dem er sie 1000-fach betrog – und gesagt: >Nu sieh doch mal, alles prima und sehr appetitlich.« So etwas öffentlich zu machen kann man niederträchtig nennen.

Eine heikle Passage. Ich fand es unglaublich rührend, dass Eva das machte, sie akzeptierte ja keineswegs, dass er so viel fremdgegangen war. Ich habe lange überlegt, soll ich das weglassen? Ich hätte es weggelassen, wenn Eva noch lebte. Jetzt ist es Literaturgeschichte – als würden die Brüder Goncourt etwas über den Schwanz von Balzac schreiben.

Als Rühmkorf in seinen Tagebüchern beschrieb, wie es in Ihrem Badezimmer aussieht, waren Sie tief beleidigt.

Entschuldigen Sie, das ist doch was anderes. Er war Gast in meiner Wohnung, aber statt zum Pinkeln das Gästeklo zu benutzen, ist er mit Block und Bleistift in mein

Badezimmer geschlichen und hat notiert, welche Hautcreme und Präservativmarke ich benutze. Widerliche Schlüssellochguckerei. Das ist, als hätte ich mit dem Zentimetermaß seinen Schwanz ausgemessen und das Ergebnis zwischen zwei Buchdeckeln veröffentlicht. Das habe ich ihm auch gesagt.

Künstler von Rang, das gehört zu ihrer Natur, sind monströse Totalegozentriker. Wie konnten Sie glauben, dass solche Naturen zu Freundschaft fähig sind?

Das war wohl naiv von mir, aber wir sprachen von meinem Bedürfnis, Liebe zu schenken und zu erwarten. Irgendwann habe ich aber begreifen müssen, dass man für sogenannte Großschriftsteller bloß Fußvolk ist. Auch bei Hubert Fichte dachte ich, uns verbinde eine gegenseitige Freundschaft, die bis zum gemeinsamen Besuch von Knabenpuffs reichte. In seinen Tagebüchern las ich dann: »Befreundet sind wir eigentlich nicht.« Älterwerden heißt, skeptischer gegenüber Menschen zu werden und mehr und mehr enttäuscht vom Leben zu sein. Man kotzt die Welt an, die einen ankotzt. Schöner ist, dass man in die Welt hineinstürmt und andere umarmt – selbst wenn die vielleicht gar nicht umarmt werden wollen.

Haben Sie noch Freunde?

Meinen Lebenspartner. Und dann vielleicht noch Inge Feltrinelli, Rolf Hochhuth, Joachim Kaiser und Kurt Drawert.

Es kommen keine jüngeren Freunde nach?

Die jungen Leute sind mit Recht an einem Herrn Raddatz überhaupt nicht interessiert. Sie kennen ihn wahrscheinlich gar nicht oder verwechseln ihn mit Carl Raddatz. Warum soll Herr Kehlmann Herrn Raddatz besuchen oder ihm sein neues Buch mit einer Widmung schicken? Junge Autoren wollen auch Martin Walser oder Joachim Kaiser nicht sehen. Wir sind die untergegangene Generation, die Methusalems. Das war bei Goethe schon so. Keiner der jüngeren Autoren mochte den. Er schreibt doch im Divan: »Sie lassen mich alle grüßen / und hassen mich bis in den Tod.« Und wenn einer mal kam wie Heinrich Heine, dann war er unverschämt und antwortete auf die Frage von Goethe, woran er arbeite: »An einem Faust.« Damit war

das Gespräch natürlich beendet. Man möchte das Wort von Hans Sahl zitieren: »Fragt mich aus, ich lebe noch.«

Ihre Wohnung ist mit Hunderten Pretiosen und einer millionenschweren Kunstsammlung dekoriert. Überlegen Sie manchmal, ob es nicht schöner wäre, leere weiße Wände anzuschauen?

Mary Tucholsky sagte zu mir: »Sie besitzen Ihre Dinge nicht, die Dinge besitzen Sie!« Ich bin tatsächlich ein morbider Ding-Fetischist, der Zierrat als Lebensstütze braucht. Meine geradezu manische Schönheitssucht ist eine Ersatzhandlung. Nach dem Krieg war ich eine Schwarzmarktratte, gotterbärmlich arm und verdreckt. Deshalb habe ich mich später an Spielzeuge wie meinen Porsche oder Jaguar geklammert. Heute noch kann ich mich einen ganzen Abend lang freuen an den wunderschönen Messerbänkchen aus weißen Elfenbein-Elefanten. Absurd, ich weiß, aber dieser schöne Schnickschnack befriedigt meinen Spieltrieb, meine Restlibido. Nach diesem Gespräch werde ich mir zum Abflattern Rotwein in ein besonders schönes Fadenglas einschenken und mich vor ein bestimmtes Bild setzen. Das ist abwegig und skurril und hat vielleicht auch was Lächerliches für die Jüngeren. Die wissen wahrscheinlich gar nicht, was ein Messerbänkchen ist, und warum sich jemand mit diesem Schnokus umgibt.

Während andere »graue Socken ums Gehirn haben« erfreuen Sie sich »am seidigen Gleiten eines fein gewirkten Strumpfes«, schreiben Sie.

Mancher Zierrat war Trost für Angst. Als ich zu Toni Morrison nach Princeton fuhr, hatte ich ziemliches Muffensausen: Würde sich die schwarze Diva des amerikanischen Literaturwesens einem Weißen aus Deutschland öffnen? Kriege ich die Auster auf? Ich brachte ihr einen Riesenstrauß weiße Gardenien mit, die Blume von Billie Holiday. Und siehe da, it worked beautifully. Das Interview ging um die Welt. Als Belohnung für meine Angst habe ich mir in New York eine Tiffany-Lampe gekauft, die ich mir nicht leisten konnte. Wenn ich sie heute anschau, sehe ich Toni Morrison und nicht Tiffany. So lebe ich mit den Dingen, und deswegen helfen sie mir gegen Bedrückungen und die Schatten, die sich um mich rumwickeln. Das ist nicht zu verstehen für Menschen, die den Pizza-Boten anrufen und sich eine Coca-Büchse auf den Tisch knallen. Ich lasse mir ein anständiges Essen bereiten und zwischen den

Gängen das Besteck wechseln. Die Frühstückskonfitüre esse ich aus in Paris ersteigerten Tharaud-Keramiken und die Butter aus silbernen Renaissance-Dosen. Alles etwas maniert, wenn Sie so wollen. Andere nehmen vielleicht Heroin.

Nach knapp 40 Raddatz-Büchern war der 2010 erschienene erste Band Ihrer Tagebücher der größte Kritikererfolg Ihres Lebens. Der jetzt erschienene zweite Band schließt mit der Ankündigung, nichts mehr notieren zu wollen.

Ich schreibe seit dem 31.12.2012 nicht mehr Tagebuch. Manchmal ärgere ich mich über meine eigene Entscheidung, zum Beispiel wenn das Honorar der *Süddeutschen Zeitung* nicht kommt für meinen Artikel zum 85. Geburtstag von Joachim Kaiser. Ich musste denen schreiben wie ein Junge, der den Papa um das Taschengeld anfleht. Dann hieß es, ich müsse eine Rechnung schicken. Zumutungen dieser Art hätte ich normalerweise aufgeschrieben, um meinen Ärger zu bannen. Ein Tagebuch ist ja auch ein Jammerlappen und ein Schluchztüchlein.

Warum verzichten Sie darauf?

Das hängt mit Alter, Einsamkeit und fehlendem Erleben zusammen. Die meisten meiner Zündfiguren sind inzwischen tot. Meine nörgelnden Kommentare interessieren weder mich noch andere. Über Sekundärdinge zu schreiben fände ich lächerlich. Bevor ich ganz zum Laffen werde, sage ich time to say goodbye.

Wie geht es Ihnen ohne Tagebuch?

Ich führe jetzt Monologe mit mir alleine. Als Selbstspiegel und Beichtbuch brauche ich das Tagebuch nicht mehr. Zu meinem größten Bedauern tue ich nichts mehr, was der Beichte bedürfte.

Kennt man sich im Alter oder wird man sich immer mehr zum Rätsel?

Ich kenne mich in allen Verwinkelungen, in allen Verlogenheiten, in allen Eitelkeiten. Was mich überraschen kann, ist die Differenz von Selbst- und Fremdwahrnehmung. Ich weiß bis heute nicht, wie ich auf Menschen wirke, ob sie alle nur lügen und ich in Wahrheit grauenvoll bin.

Findet man keine neuen Wahrheiten mehr, sobald man über ein bestimmtes Alter hinaus ist?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man findet neue Wahrheiten, aber man schiebt sie beiseite. Wenn mir gesagt würde, du bist dein Leben lang ein verlogenes Arschloch und eine bösartige Tunte gewesen, dann kann das sogar sein, aber ich würde sagen, so war mein Leben nicht.

Wann haben Sie das letzte Mal etwas zum ersten Mal gemacht?

Das muss sehr lange her sein. Ich könnte Ihnen nur sagen, wann ich mit Sachen aufgehört habe, zum Beispiel mit Wasserski. Eines Tages merkte ich, O Gott, da kommt eine Welle, dir fehlt die Kraft – na ja, und dann lag ich drin. Nachdem ich dreimal wieder angefangen hatte, sagte selbst der Wasserski-Mensch in dem Schnellboot, ich glaube, wir hören lieber auf.

Was haben Sie zuletzt aufgegeben?

Viel zu schnell Auto zu fahren, unter anderem wegen meiner schlechten Augen. Heute fahre ich nur noch zur Apotheke und zurück, natürlich in einem Zwölfzylinder, das muss sein.

Erwarten Sie noch etwas von der Zukunft, was Sie nicht bereits kennen?

Nee.

Viele Alte wirken, als säße ihnen der Kopf falsch herum auf den Schultern, sie schauen zurück statt nach vorne.

Wenn ich meinen täglichen morning swim im Kellinghusenbad absolviere, komme ich an einer Litfaßsäule vorbei. Von den Herrschaften, die da abgebildet sind, wüsste ich nicht zu sagen, ob es Pop-Menschen sind oder Tänzer. Ich weiß nicht nur nicht, was ein Nerd oder Groupon ist, ich habe auch keine Ahnung, ob ein Smartphone was ist, mit dem man telefoniert, oder das, wo man reinguckt. Wozu soll ich mein ohnehin löchrig gewordenes Gehirn mit der Frage belasten, was Flip-Flops sind? Dann sitze ich halt mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und werde zum Fossil.

Lesen Sie noch Zeitung?

Ja, aber ganz selektiv, auch das Feuilleton. Was interessiert mich Tarantino?

Wenn Sie früher einen Raum betraten, war es, als brächen Sie durch die Wand.

Vielleicht habe ich so viel geredet, damit man mir nicht wirklich nahekommt, weil ich vieles in mir für unaussprechlich hielt.

Gibt es den legendären Gastgeber Raddatz noch, der zu Fackelschein 30, 40 Gäste mit Pasteten und Ruinart-Champagner bewirtet?

Ich gebe keine Einladungen mehr, mein Telefonbüchlein ist voll mit Toten. Andauernd stirbt jemand. Maximilian Schell musste ich jetzt auch noch ausstreichen. Er lebte unter meinem Namen mit der Soraya in einem Hotel in Kampen zusammen, weil sie die Pressemeute fürchtete. Würde ich ein neues Telefonbuch anlegen, wäre es hostiendünn.

Viele Alte schauen sich am liebsten Tiersendungen im Fernsehen an. Werden im Alter Menschen zur Anstrengung?

Ja. Es ist unangenehm, einem Besucher erklären zu müssen, dass ich abends um halb zehn abbaue und müde werde. Und natürlich kennen die Leute meine Geschichten, wenn ich anfangen: »Als Johannes R. Becher mal zu mir sagte ...« Ich sehe es zwar nicht, aber hinterher mache ich mir klar, dass die in den Tiefschlaf verfallen sind oder sich gesagt haben: »Jetzt fängt der Alte wieder an zu schwätzen von seiner Mary Tucholsky oder seiner Zeit bei Volk und Welt in Ostberlin.« Ich sehe das selbst bei meinem Lebenspartner, der nun nicht um halb zehn geht. Wenn ich beim Abendessen von Erich Kästner erzähle, sagt er erst mal gar nichts. Wenn ich mir dann mein zweites Glas Bordeaux und mein abendliches Zigarillo genehmige, sagt er: »Das hattest du mir übrigens schon zwölfmal erzählt.« Je älter man wird, desto besser war man früher. Das ist der Betrug des Alters.

Sie sind seit 30 Jahren ein Paar und leben seit 13 Jahren in einer sogenannten eingetragenen Partnerschaft. Wie haben Sie Ihren 15 Jahre jüngeren Freund kennengelernt?

Das sage ich Ihnen nicht. Die fromme Version ist: nach einem Vortrag von mir. Aber das stimmt nicht.

Sie beklagen, dass Ihr Freund meist schweigt, wenn Sie Aufsätze oder Bücher veröffentlichen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Gerd, so heißt er, hält diese Diskretion für sehr klug und rücksichtsvoll und sagt: »Du bist von Ranwanzern und Schmeichlern umgeben und fällst darauf rein, wenn man dir mit lügnerischen Komplimenten Honig um den Bart schmiert. Warum glaubst du diesen Quatsch?« Ich falle auf diesen Quatsch natürlich rein in meiner Sucht, gelobt zu werden. Ich sage nur: Spitzentanz.

Sie schreiben über Ihren Freund: »Er geht zur Apotheke und zur Post, zum Ananasladen oder Staubtuchgeschäft. Er treibt sich nicht herum (ist also ›treu‹?), was will ich eigentlich? Will ich einen Adorno, der mir abends den warmen Umschlag ans Bett bringt, einen Enzensberger, der mir den frischen Pyjama zurechtlegt, einen Joachim Kaiser, der das Mineralwasser in der Karaffe nachfüllt?«

Ich habe kaum jemanden kennengelernt, der so sehr zeigt, wie wichtig ich ihm bin. Es ist ganz große Zuneigung. Er hängt enorm an mir und hilft mir beim täglichen Leben, vom Gute-Nacht-Tee bis zur Wärmflasche. Nur meine, wie heißt das Modewort, grenzwertige Eitelkeit geht ihm manchmal auf den Wecker, was ich auch verstehe. Trotz aller Zuneigung kokettierte ich gelegentlich mit dem Tucholsky-Satz: »Einsam, aber nicht allein.«

Sie zitieren Ihren Freund Joachim Kaiser: »Es mangelt nicht an der Potenz, es mangelt an der Libido.« Trifft das auch für Sie zu?

Ja. Man würde, um Grass zu variieren, noch einen hochkriegen, aber die Sehnsucht und die Neugier fehlt. Ich bin ein humpelnder, halb blinder, halb tauber Greis, trotzdem möchte ich die Libido wiederhaben. Man möchte es wollen können.

Was ist das Schlimmste am Alter, die Versteinerung, das schrumpfende Herz?

Das eigentlich Dramatische ist der rapide auf Null gehende Neugierpegel. Beim Zeitunglesen erwische ich mich bei dem Gedanken: kenn ich, weiß ich, brauche ich nicht.

Sie haben als Kritiker Hunderte Bücher gelesen, in denen Autoren ihr Altsein beschreiben. Bereitet einen Lektüre auf die Zumutungen des Alters vor?

Nein. Wenn es einem selber bevorsteht, in die Grube zu fahren, ist man wieder Analphabet. Als Leser hat man einen Vorsprung an Leidenschaftlichkeit.

Sie sind ein Hypochonder, der seit Jahren glaubt, morgen zu sterben. Sollte man nicht besser so leben, als gebe es keinen Tod?

Für einen denkenden Menschen ist es unvorstellbar, sich nicht mit dem Tod auseinanderzusetzen. Will man verbrannt werden? Will man, wie selbst Voltaire zum Schluss, geistlichen Beistand? Solche Gedanken vergällen das Leben nicht, sie intensivieren es. Gerd und ich haben verschiedene Wohnungen und ein bestimmtes Ritual, wann wir uns sehen. Um zehn vor sechs stehe ich am Fenster, weil er um sechs kommt und ich dann meinen ersten Drink bekomme. Da ich weiß, dass meine Uhr abläuft, intensivieren solche Rituale unsere Beziehung. Ich habe mich schon mit 20 über ein wunderbares Gedicht freuen können, aber nicht mit dieser Seligkeit wie heute.

Gibt es mit 82 noch Glück?

Wenn man darunter den Tanz auf den Wolken versteht, dann hat mich das Glück vor langer Zeit verlassen. Wenn man Zusammengehörigkeit und Beständigkeit in einer Beziehung meint, dann ist das Glück nicht ganz an mir vorbeigegangen.

»Glück ist nicht mei Sach«, schreiben Sie.

Ob man glücklich ist, ist zu 90 Prozent Veranlagung. Ich habe diese Glücksbegabung nicht. Einen Satz wie »Was ist das Leben schön!« habe ich nie sagen können. Dazu gab es dann doch zu viele Verwundungen. Wenn man meint, im Beckett-Sand zu versinken, hilft nur sehr viel Selbstironie.

Welche Note geben Sie Ihrer Selbstironie?

Eine Zwei bis Drei. Ich bin in der Lage, mich über mein Alter und meine Hässlichkeit lustig zu machen. Was ich nicht mag, ist, wenn man nur voller Spott über sich selber ist. Dürrenmatt empfahl, das Leben als Komödie zu sehen, aber der Mann war, wie wir alle wissen, etwas dumm. Man kann manches grauslich komisch finden, aber das Leben ist keine Komödie.

Sie beschreiben Ihren heutigen Zustand mit den Wörtern: Bitterkeit, Verkrauchtheit, Gemuffel, seelische Ermattung, Lebensekel, Lebensüberdruß, anhaltende Depressionen, Vergeblichkeitsgedanken, Endzeitgefühle, Todesfurcht, Weltverachtung, Erlebnis-armut, Leere, Vereisung, Glücksimpotenz, Wälz- und Alpträume, Zittrigkeit, Echolosigkeit, Abgemeldetsein, Schwerhörigkeit, Astigmatismus, Polyneuropathie, Arthrose, Herpes, Gürtelrose, verkrebste Lymphen, Krebsverdacht, Prostata-Alarm. Gibt es auch etwas Schönes am Alter?

Es gibt Angenehmes, Schönes nicht. Das Alter ist ein Massaker. Da hat Philip Roth leider recht.

Triumphieren Sie, wenn einer in Ihrem Alter stirbt?

ei vielen Alten sind Hass und Rachsucht die stärksten Gefühle. Wenn ein Totenauto an Thomas Bernhard vorbeifuhr, hat er sich immer händereibend gesagt: »I net!« So geht es mir nicht, oder noch nicht. Wenn wir Zeitung lesen, und der Gerd sagt, der und der ist gestorben, frage ich immer, wie alt? Selbst der Tod von weitläufig Bekannten erzeugt in mir ein grässliches Entzugs- und Verlustgefühl.

Würde das auch für Ihren Intimfeind Hellmuth Karasek gelten, den Sie im Tagebuch als »Widerling« schmähen?

Ja. Selbst bei Karasek, der ja nun kein Kollege ist, sondern ein Heizdeckenverkäufer, würde es einen kleinen Moment von Kummer und Traurigkeit geben. Und vielleicht würde ich sogar eine Blume schicken.

Wen, der tot ist, vermissen Sie wirklich?

Den Maler Paul Wunderlich. Sein Tod war ein schrecklicher Stoß, den ich bis heute nicht verwunden habe, obwohl er schon vier Jahre her ist. Das war eine ganz einmalige, 50 Jahre währende Freundschaft ohne Eintrübungen. Jeder Abend war purer Champagner. Heute denke ich, vielleicht übertreibe ich, und mir war Paul Wunderlich viel wichtiger als ich ihm.

Der unrettbar an Krebs erkrankte Schriftsteller Wolfgang Herrndorf notierte nach dem Kauf eines Revolvers: »Die gelöste Frage der Exitstrategie hat

eine so durchschlagend beruhigende Wirkung auf mich, dass unklar ist, warum das nicht die Krankenkasse zahlt. Globuli ja, Bazooka nein. Schwachköpfe.«

Ein toller Satz. Ich habe ihm daraufhin ein Kärtchen geschrieben. Man sollte den Giftbecher auf Krankenschein bekommen. Sonst zwingt man die Leute dazu, sich am Kanal eine Kugel in den Kopf zu schießen oder sich vor den Zug zu werfen – was ich dem Zugführer gegenüber ungehörig finde. Ich werde mein Ende selber in die Hand nehmen. Ich habe eine Exit-Strategie gefunden. Ich hätte keine Lust, in die Schweiz zu fahren und einer Combo von Ärzten eine Sterbeerlaubnis abzutrotzen.

Sie schreiben, dass Sie neben »gewiss 1000 Männern« auch mit »etwa 20 Frauen« geschlafen haben. Was wäre aus einem Vater Raddatz geworden?

Zwei Frauen waren von mir schwanger, bei der Dritten war es strittig. Ich wollte damals nicht Vater werden, habe es aber natürlich den Frauen freigestellt. Die haben das dann selber entschieden. Ich habe das sehr bereut. Eigentlich wäre ich gern Vater geworden. Dass ich es nicht bin, ist ein Lebensversäumnis. In einem Fall hat mir der Arzt gesagt, es wäre ein Sohn gewesen. Das hat mich schlimm umgehauen. Das Gefühl von damals ist in mir so lebendig, als wäre es gestern gewesen. Heute bin ich ein Kindernarr. Es ist wunderschön anzusehen, wie die Väter heute ihre Kleinen pudern und wickeln. Manchmal denke ich auch, in 40 Jahren prozessiert ihr gegen euren Vater. Aber diesen frivolen Witz lassen wir mal.

Transzendieren Kinder das eigene Leben?

Nein, das ist eine niedliche Illusion. Ich habe aber bei anderen erlebt, wie Familienrummel einen Menschen trägt und stabilisiert. Unsereins hat kein Geäst, das im Sturm schützen könnte.

Angenommen, Sie dürfen auf Ihrem Sterbebett noch ein einziges Mal telefonieren: Wen rufen Sie an?

Gerd natürlich.

Der Literat

Fritz J. Raddatz, 1931 geboren, war Lektor beim Verlag Volk und Welt in Ostberlin und siedelte wegen Konflikten mit der SED-Führung 1958 in die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bundesrepublik über. Nach neun Jahren als Vize-Chef des Rowohlt-Verlags war er von 1976 bis 1985 Feuilletonchef der Zeit. Neben seiner journalistischen Arbeit schrieb er Romane und Biografien.

Blut und Seele

Baschar al-Assad ist der Feind Europas und Amerikas, seit im syrischen Bürgerkrieg Massaker verübt und Kinder durch Giftgas ermordet wurden. Wie lebt er mit der Schuld, wie mit der Furcht vor dem Sturz? Ein Besuch in Damaskus.

Von Dieter Bednarz und Klaus Brinkbäumer, Der Spiegel, 07.10.2013

Wie wird er sein? Wird man den Krieg in seinem Gesicht erkennen, die Schuld und die Unsicherheit, Angst vielleicht? Wird sich der Plan, ihn sofort zu attackieren, durchhalten lassen, wenn er höflich lächelt? Oder wenn er aufsteht und gehen will?

Und das Inhaltliche: Wird er Fehler eingestehen, Massaker womöglich? Wie will er sich und sein Land aus der Isolation befreien? Wie sieht die Welt aus, und wie fühlt sie sich an: für Baschar al-Assad?

Es ist 7.45 Uhr am vergangenen Mittwoch, als der Fahrer des Staatschefs vor dem Hotel Beit al-Wali in der Altstadt von Damaskus hält und die Besucher aus Deutschland abholt. 8.20 Uhr: Sicherheitskontrolle im Volkspalast, diesem flachen beigefarbenen Bau auf den Hügeln im Westen von Damaskus. Um 9.05 Uhr wieder ins Auto, die Alleen entlang und den Hügel hinab, keiner weiß, wohin, denn keiner darf das zu früh wissen, weil Kriegszeiten goldene Zeiten für Attentäter sind. 9.20 Uhr: Der Konvoi hält vor dem Gästehaus der Regierung.

Die Tür öffnet sich, und kein Bediensteter tritt heraus; Assad steht dort und breitet die Arme aus, lächelt. Er begrüßt wie Bill Clinton, gibt die rechte Hand, legt die linke auf Schultern oder Unterarme; eine herzliche Geste der Macht. "What a pleasure", sagt er, was für ein Vergnügen, nun ja. Baschar al-Assad ist 48, blauäugig, hager und ungefähr 1,90 Meter groß, mit Zwei-Tage-Schnauzer. Er trägt einen dunkelblauen Anzug, ein helles Hemd ohne Manschettenknöpfe und eine blaue Krawatte, dazu schwarze bequeme Schuhe, eine Art Slipper.

Er hat in dem Gästehaus sein Büro: Marmorboden, feine Skulpturen und Gemälde, auf dem Schreibtisch steht ein Apple-Computer. Im Regal liegen Bücher über den Topkapi-Palast in Istanbul und die "Paläste des Libanon", an der Wand hängen sechs Bilder, die seine Kinder gemalt haben: Kühe auf Gras, Hühner und Küken, die Sonne geht auf über einem grünen Land.

"Beginnen wir?" Der Diktator fragt das.

Baschar al-Assad spezialisierte sich in London weiter auf Augenheilkunde, er spricht perfekt Englisch. Nach seiner Rückkehr nach Syrien trat er der Armee bei, von vielen wurde er unterschätzt, weil er so milde wirkt, so sanft redet. Assad, der zur Minderheit der Alawiten gehört, regiert seit 13 Jahren, er trat das Erbe seines Vaters Hafis al-Assad an. Bei WikiLeaks war die Einschätzung der Amerikaner zu lesen: "Die Assads betreiben Syrien als Familienunternehmen."

Wer nach Damaskus will, muss seit einigen Monaten den Landweg von Beirut aus nehmen; der Flughafen Damaskus wird von keiner westlichen Airline mehr angeflogen. Von Beirut aus sind es nur 150 Kilometer, aber die Fahrt dauert, denn in Syrien hat das Militär alle fünf Kilometer Straßensperren errichtet: Kofferraum öffnen, Papiere zeigen, aussteigen. Männer mit Kalaschnikows und leeren Blicken, Zigaretten im Mund, haben die Macht über alle Kommenden und vor allem über alle Fliehenden.

"Da hinten liegt Sabadani", sagt der Fahrer und nickt in die hügelige Landschaft hinein. "Da sind die Terroristen", sagt er, "Tschetschenen."

Und schließlich: Damaskus.

Einige Tage in Syriens Hauptstadt verändern das Bild dieses Krieges, denn die Menschen von Damaskus betrachten diesen Krieg anders als der Westen; sie wollen bewahren, was sie haben.

Beim Abendessen mit Politikern und Professoren oder bei Gesprächen in den Gassen der Altstadt sagen alle, ohne Ausnahme, dass sie die Rebellen fürchten. Weil mit den Rebellen die Fundamentalisten kämen. Und mit den Fundamentalisten die Scharia. Alle Gesprächspartner erzählen, dass sie dem Westen nicht trauen, weil er zu schlicht denke und moralische Ansprüche stelle, die er selbst nicht erfülle; und die

meisten sagen, dass sie nicht Assad stützen, aber ihr freies Leben erhalten wollten.

"Seht euch an, was in Ägypten und Libyen passiert", sagt einer.

Und wenn man dieses Damaskus erlebt, beantwortet sich auch die Frage, wie sich Assad so lange halten konnte. Der syrische Bürgerkrieg fühlt sich für die, die in seinem Zentrum sitzen, anders an als für die Menschen von Aleppo, anders auch als für die Politiker, die bei den Vereinten Nationen ihre Urteile fällen.

Einerseits: Die Menschen sind auf den Straßen unterwegs. Sie rauchen Wasserpfeife, handeln, lachen. Es gibt Damaszener, die sich in die eigene Wohnung zurückziehen; doch Flüchtlinge sind hinzugekommen, die am Stadtrand unter Planen leben und tagsüber ins Zentrum streben. Damaskus ist eine trotzig, gierige Stadt geblieben, säkular und ähnlich jung wie Beirut. Mädchen tragen ärmellose Blusen, die Umajjaden-Moschee funkelt im Morgenlicht, auf dem Basar werden Unterwäsche und Eis verkauft.

Andererseits: Es grollt herüber aus Dschubar und Daraja, jenen Vorstädten im Nordosten und im Südwesten, die unter Beschuss stehen. In Dschubar, so heißt es hier, haben sich Untergrundkämpfer verschanzt, umzingelt von Regierungstruppen. Über Daraja stehen schwarze Rauchsäulen.

Einerseits: Im Roma Café in der Altstadt feiert am Montagabend Rami, 23, seine bestandene Prüfung in "Business Management". Und 50 Freunde feiern mit. Der DJ legt westlichen Pop auf, dann die orientalischen Nummern. Als sich alle zu einem Gruppenfoto aufstellen sollen, entreißt Ali, der Schauspieler, dem DJ das Mikrofon und brüllt seine Gefühle in den Raum: "Mit unserem Blut und mit unserer Seele sind wir bei dir, Baschar." Und dann ruft er in die Runde: "Was will Syrien?" Und alle rufen zurück, auch die jungen Frauen: "Baschar!"

Andererseits: Die Angst vergeht nicht. Vielleicht kann man sich an Detonationen gewöhnen, vielleicht wird man abgeklärt, aber die Bedrohung bleibt. 60 bis 200 Orte sollen täglich vom Regime bombardiert werden; ein Tag, an dem es nicht hundert Tote gibt, gilt als guter Tag. Die Damaszener wissen, dass der Krieg nahe ist, sie sagen, dass sie erste Selbstmordattentäter fürchten; und dass sie fürchten, dass ihre Stadt bald nicht mehr wie Beirut, sondern wie Bagdad sei.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Dienstag, dem Tag vor dem Gespräch mit Assad, warten drei seiner Mitarbeiter im Volkspalast, um über die Rahmenbedingungen des Interviews zu verhandeln. Sie rauchen, bis es neblig wird. Sie gehen hinaus und kehren wieder zurück und wollen noch einmal diskutieren, was gerade abgeschlossen war. Fürchten sie den Verlust des Arbeitsplatzes? Schlimmeres? Ein 90-minütiges Gespräch mit Assad sagen sie zu. Der Fotograf darf nur arbeiten, wenn er seine Bilder vorlegt - und der Palast jene Interview-Fotos untersagen darf, die missfallen. Unanständig? Ein Fotograf des Regimes wäre die Alternative - was keine ist. Nicht verhandelbar ist für Assads Leute, dass der SPIEGEL auf jenen Seiten, auf denen das Interview erscheint, keine Fotos von Giftgasopfern zeigt; es ist eine ungewöhnliche Bedingung, aber ohne ihre Erfüllung gäbe es kein Gespräch. Der SPIEGEL hat diese Fotos bereits gezeigt (Titel 35/2013) und wird sie weiterhin zeigen, aber nicht auf der folgenden Interview-Strecke.

Drei hitzige Stunden dauert das Vorgespräch, weitere Einschränkungen gibt es am Ende nicht. Die Autorisierung wird verabredet, das ist Standard bei SPIEGEL-Gesprächen. Den Fragenkatalog begehrt die Gegenseite zunächst vorsichtig, dann nicht mehr; Assad fürchte keine harten Fragen, sagen seine Leute. (Am Donnerstag, dem Tag nach dem Treffen, wird der Palast das Gespräch ohne jede Änderung freigeben.)

Ob auch Assad, hinter den dicken Glasfenstern und den schweren Marmorblöcken, die Granateneinschläge hört? Anfang 2011 hatte er noch verkündet, Syrien sei "immun" gegen revolutionäre Aufstände; er wisse das, er sei seinem Volk "sehr nahe". Jetzt dürfte er dem Abgrund näher stehen, aber die Wirklichkeit in Palästen entkoppelt sich in Krisenzeiten noch mehr als in guten Tagen von der Wirklichkeit im Rest des Reiches.

Mittwoch also, 9.30 Uhr. Assad redet ruhig, leise, druckreif. Er lächelt, er hört nicht auf zu lächeln, und wenn man Zeichen von Anspannung sucht, findet man nichts in seiner Gestik, nichts in seinem Gesicht; beide Füße dreht er nach innen, die Knie presst er gegeneinander.

"Eine Lüge bleibt eine Lüge"

Syriens Staatschef Baschar al-Assad über seinen Kampf um die Macht, sein Arsenal an Massenvernichtungswaffen und seine besonderen Erwartungen an Deutschland

SPIEGEL: Herr Präsident, lieben Sie Ihr Land?

Assad: Ich bitte Sie, natürlich liebe ich meine Heimat, da geht es mir nicht anders als den meisten Menschen. Aber es ist ja nicht nur eine Frage der emotionalen Beziehung. Es geht auch darum, was man für seine Heimat tun kann, vor allem, wenn man über die Macht dazu verfügt. Das wird besonders in Krisensituationen deutlich. Gerade jetzt, wo ich mein Land beschützen muss, merke ich, wie sehr ich es liebe.

SPIEGEL: Wären Sie ein aufrichtiger Patriot, dann würden Sie zurücktreten und den Weg freimachen für Verhandlungen über eine Interimsregierung oder einen Waffenstillstand mit der bewaffneten Opposition.

Assad: Über mein Schicksal befindet das syrische Volk. Das ist keine Frage, über die irgendwelche Gruppen entscheiden können. Wer sind denn diese Fraktionen? Wen repräsentieren sie? Etwa das syrische Volk? Oder zumindest Teile davon? Sollte dem so sein, dann sollten sie das an der Wahlurne lösen.

SPIEGEL: Sind Sie denn bereit, sich einer Wahl zu stellen?

Assad: Im August kommenden Jahres endet meine Amtszeit. Zwei Monate vorher werden wir eine Präsidentenwahl abhalten. Ob ich dann selbst noch einmal antrete, vermag ich im Moment nicht zu sagen. Das kommt auf die Stimmung in der Bevölkerung an. Wenn ich nicht mehr den Willen der Menschen hinter mir weiß, werde ich nicht antreten.

SPIEGEL: Sie erwägen tatsächlich einen Machtverzicht?

Assad: Es geht nicht um mich und darum, was ich will. Es geht um das, was die Menschen wollen. Das Land gehört nicht mir allein, sondern allen Syrern.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Aber Sie sind doch der Grund für die Rebellion: Die Menschen lehnen sich gegen Korruption und Despotismus auf. Sie fordern echte Demokratie, und die ist nach Ansicht der Opposition nur möglich, wenn Sie Ihr Amt räumen.

Assad: Sprechen diese Leute für die Menschen hier in Syrien oder für die Länder, die hinter ihnen stehen? Sprechen sie für die USA, für Großbritannien und Frankreich oder für Saudi-Arabien und Katar? Lassen Sie es mich in aller Deutlichkeit sagen: Dieser Konflikt wird von außen in unser Land hineingetragen. Diese Leute sitzen im Ausland, residieren in Fünf-Sterne-Hotels und lassen sich von ihren Finanziers vorgeben, was sie sagen sollen. Aber eine Basis in Syrien haben sie nicht.

SPIEGEL: Wollen Sie abstreiten, dass es in Ihrem Land eine starke Opposition gegen Sie gibt?

Assad: Natürlich gibt es eine Opposition hier im Lande - wo gibt es die nicht? Dass alle Syrer hinter mir stehen, ist doch unmöglich.

SPIEGEL: Die Legitimation Ihrer Präsidentschaft bestreiten nicht nur wir. "Ein Führer, der seine eigenen Bürger abschlachtet und Kinder mit Giftgas tötet", habe jeglichen Anspruch verwirkt, sein Land weiter zu regieren - das hat Präsident Barack Obama Ende September vor der Uno-Generalversammlung gesagt.

Assad: Zuerst einmal ist er der Präsident der Vereinigten Staaten, der keinerlei Legitimität besitzt, über Syrien zu urteilen. Er hat kein Recht, dem syrischen Volk vorzuschreiben, wen es zu seinem Präsidenten wählen soll. Zweitens hat das, was er sagt, nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Dass ich abtreten soll, hat er schon vor anderthalb Jahren gefordert. Und? Haben seine Worte etwas bewirkt? Nein, nichts ist passiert.

SPIEGEL: Für uns sieht es eher so aus, als würden Sie die Realität ignorieren. Mit einem Rücktritt würden Sie Ihrem Volk viel Leid ersparen.

Assad: Es geht doch gar nicht um meine Präsidentschaft. Das Töten von Unschuldigen, die Bombenanschläge, der ganze Terrorismus, den al-Qaida ins Land trägt - was hat das mit meinem Amt zu tun?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Das hat mit Ihnen zu tun, weil Ihre Truppen und Ihre Geheimdienste einen Teil dieser Grausamkeiten begangen haben. Das ist Ihre Verantwortung.

Assad: Von Anfang an war es unsere Politik, auf die Forderungen der Demonstranten einzugehen, obwohl die Proteste niemals wirklich friedlich waren. Schon in den ersten Wochen hatten wir unter Soldaten und Polizeikräften Opfer zu beklagen. Dennoch hat ein Komitee die Verfassung geändert, dazu haben wir eigens ein Referendum abgehalten. Aber wir müssen zugleich den Terrorismus bekämpfen, um unser Land zu verteidigen. Bei der Umsetzung dieser Entscheidung wurden, zugegeben, Fehler gemacht.

SPIEGEL: Unter den Opfern der ersten Demonstrationen in Daraa, mit denen der Aufstand begann, waren überwiegend Protestierende, sie wurden geschlagen und beschossen. Diese Härte war einer der Fehler Ihres Regimes.

Assad: Immer wenn es darum geht, politische Entscheidungen umzusetzen, kommt es zu Fehlern. Überall in der Welt. Wir sind alle nur Menschen.

SPIEGEL: Sie geben also zu, dass die Härte gegen die Demonstranten ein Fehler war?

Assad: Persönliche Fehler Einzelner hat es gegeben. Wir alle machen Fehler. Auch ein Präsident macht Fehler. Doch selbst wenn es bei der Umsetzung Fehler gegeben hat, so war unsere grundsätzliche Entscheidung dennoch richtig.

SPIEGEL: Das Massaker von Hula war also nur die Folge des Versagens Einzelner?

Assad: Weder die Regierung noch deren Unterstützer sind daran schuld. Der Angriff geht auf das Konto von Gangs und Militanten, die die Dorfbewohner angegriffen haben. So ist das gewesen. Und wenn Sie etwas anderes behaupten, müssen Sie mir Beweise bringen. Das aber können Sie nicht. Wir hingegen können Ihnen die Namen der Opfer geben, die getötet wurden, weil sie unseren Kurs gegen den Terror unterstützt haben.

SPIEGEL: Wir haben durchaus Beweise. Unsere Reporter waren in Hula, sie haben mit Überlebenden und Angehörigen von Opfern gesprochen und gründlich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

recherchiert. Auch Experten der Uno sind zu dem Schluss gekommen, dass die 108 getöteten Dorfbewohner, darunter 49 Kinder und 34 Frauen, Opfer Ihres Regimes wurden. Wie können Sie da alle Verantwortung von sich weisen und die Schuld auf sogenannte Terroristen schieben?

Assad: Bei allem Respekt vor Ihren Reportern: Als Syrer kennen wir unser Land besser. Wir wissen, was wahr ist, und können das auch dokumentieren.

SPIEGEL: Die Täter stammten aus den Kreisen der Schabiha, einer Miliz, die Ihrem Regime nahesteht.

Assad: Lassen Sie mich ganz offen und direkt sein: Ihre Frage geht von falschen Informationen aus. Was Sie behaupten, trifft nicht zu. Eine Lüge bleibt eine Lüge, wie immer Sie sie drehen und wenden.

SPIEGEL: Sie streiten also ab, dass Ihre Schabiha am Massaker beteiligt waren?

Assad: Was meinen Sie mit "Schabiha"?

SPIEGEL: Jene Milizen, die "Geister", die Ihrem Regime nahestehen.

Assad: Der Name kommt aus dem Türkischen. In Syrien kennen wir keine Schabiha. Was wir allerdings in entlegenen Gebieten haben, in denen Polizei und Militär schwach sind, sind Zusammenschlüsse von Dorfbewohnern, die Waffen gekauft haben, um sich vor den Militanten zu schützen. Einige von ihnen haben mit unseren Truppen gekämpft, das stimmt. Aber das sind keine Milizen, die gegründet wurden, um den Präsidenten zu unterstützen. Denen geht es um ihr Land, das sie gegen al-Qaida verteidigen wollen.

SPIEGEL: Massaker und Terror verübt also immer nur die andere Seite. Ihre Soldaten, Milizen, Sicherheitskräfte und Geheimdienste haben damit nichts zu tun?

Assad: Man kann das nicht so verabsolutieren: Die haben hundert Prozent Schuld und wir null. Die Wirklichkeit ist nicht Schwarz und Weiß. Sie hat auch Grautöne. Aber grundsätzlich ist es richtig, dass wir uns verteidigen. Um die Verfehlungen Einzelner kann ich mich angesichts von 23 Millionen Syrern nicht

kümmern. Jedes Land hat mit Kriminellen zu kämpfen. Es kann sie überall geben, in der Regierung, in der Armee.

SPIEGEL: Die Legitimität eines Präsidenten begründet sich nicht auf Phrasen und Deklarationen, sondern auf Taten. Durch die Giftgasangriffe auf Ihre eigene Bevölkerung haben Sie Ihren Anspruch auf das Amt endgültig verwirkt.

Assad: Wir haben keine Chemiewaffen eingesetzt. Das ist falsch. Und das Bild, das Sie von mir zeichnen, von einem, der sein eigenes Volk umbringt, ist es auch. Wen habe ich nicht alles gegen mich: die USA, den Westen, die reichsten Länder der arabischen Welt und die Türkei. Und dann bringe ich auch noch meine eigenen Leute um, die mich aber trotzdem unterstützen! Bin ich denn Superman? Nein. Aber warum halte ich mich dann seit zweieinhalb Jahren an der Macht? Weil ein Großteil des syrischen Volkes hinter mir steht, hinter der Regierung, hinter dem Staat. Ob das nun mehr als 50 Prozent sind oder weniger? Ich sage nicht, dass es der größere Teil unserer Bevölkerung ist. Aber auch ein großer Teil bedeutet Legitimität. Das ist ziemlich simpel. Und wo ist denn ein anderer Führer, der ähnlich legitimiert wäre?

SPIEGEL: Präsident Obama hat nach der Untersuchung dieses Verbrechens durch die Vereinten Nationen "keinen Zweifel", dass Ihr Regime am 21. August Chemiewaffen eingesetzt hat, wobei mehr als tausend Menschen getötet wurden.

Assad: Noch einmal, Obama legt keinen einzigen Beweis vor, nicht einen Hauch von Beweis. Er hat nichts zu bieten als Lügen.

SPIEGEL: Aber die Schlussfolgerungen der Uno-Inspektoren ...

Assad: Welche Schlussfolgerungen? Als die Inspektoren jetzt nach Syrien gekommen sind, haben wir sie gebeten, ihre Nachforschungen fortzusetzen. Wir erhoffen uns Aufklärung, wer hinter dieser Tat steckt.

SPIEGEL: Aus den Einschlägen der Raketen lässt sich berechnen, von wo aus sie abgeschossen wurden - nämlich von Stellungen Ihrer 4. Division.

Assad: Das beweist doch gar nichts. Diese Terroristen können überall sein. Selbst in Damaskus haben wir sie schon. Die können inzwischen eine Rakete vielleicht sogar neben meinem Haus zünden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Zum Abfeuern von Geschossen mit Sarin sind Ihre Gegner nicht in der Lage. Das erfordert militärische Ausrüstung, Schulung und Präzision.

Assad: Wer sagt das? In den neunziger Jahren haben Terroristen bei einem Anschlag in Tokio Sarin eingesetzt. Man nennt es ja auch "Küchengas", weil man es an jedem Ort zusammenbrauen kann.

SPIEGEL: Diese beiden Sarin-Angriffe können Sie doch nicht vergleichen. Hier ging es um eine militärische Aktion.

Assad: Keiner kann mit Bestimmtheit sagen, dass Raketen verwandt wurden. Wir haben dafür keinerlei Beweise. Sicher ist nur, dass Sarin freigesetzt wurde. Passierte das vielleicht, als eine unserer Raketen eine Stellung der Terroristen getroffen hat? Oder haben diese einen Fehler gemacht, als sie damit hantierten? Denn sie verfügen über Sarin, sie haben es ja früher schon in Aleppo eingesetzt.

SPIEGEL: Insgesamt 14-mal wurden Hinweise auf chemische Kampfstoffe gefunden, aber nie zuvor sind sie so massiv eingesetzt worden wie im August. Haben Sie eigentlich schon eine Untersuchung veranlasst?

Assad: Jede Nachforschung sollte mit der Erfassung der wahren Opfer beginnen. Die Militanten reden von 350 Toten, die USA von über 1400. Schon da kann doch etwas nicht stimmen. Auch bei den Bildern gibt es Widersprüche: Ein totes Kind sehen wir auf zwei Aufnahmen in verschiedenen Positionen. Ich will damit sagen, dass man diesen Fall sehr genau verifizieren muss. Aber das hat bislang niemand getan. Auch wir können es nicht tun. Das ist ein Terroristengebiet.

SPIEGEL: So nah an der Hauptstadt?

Assad: Sie sind sehr nahe an Damaskus, vor unseren Kasernen. Sie könnten unsere Soldaten töten. Das darf nicht geschehen.

SPIEGEL: Glauben Sie, das verlorene Terrain wieder zurückerobert zu können?

Assad: Es geht nicht um Gewinn oder Verlust von Gebieten. Wir sind nicht zwei Länder, bei denen das eine einen Teil des anderen okkupiert, wie Israel das mit unseren Golanhöhen macht. Es geht darum, den Terrorismus auszumerzen. Wenn wir

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ein Stück freikämpfen, was gerade an vielen Orten geschieht, heißt das noch lange nicht, dass wir gewinnen. Dann verziehen sich die Terroristen in eine andere Gegend und zerstören diese. Wenn die Bevölkerung hinter uns steht, können wir gewinnen. Wenn nicht, verlieren wir.

SPIEGEL: Westliche Nachrichtendienste haben Funksprüche abgefangen, in denen Ihre Offiziere die Führung drängen, endlich Giftgas einzusetzen.

Assad: Das ist eine komplette Fälschung. Ich möchte dieses Gespräch nicht auf Grundlage solcher Anschuldigungen führen.

SPIEGEL: Ist es für Sie nicht irritierend, dass wir im Westen die Lage so völlig anders beurteilen als Sie?

Assad: Wissen Sie, Ihre Region erfasst die tatsächliche Lage stets zu spät. Wir sprachen schon von gewaltsamen Protesten, da waren Sie noch bei "friedlichen Demonstranten". Als wir von Extremisten sprachen, waren Sie bei "einigen Militanten". Als Sie dann von Extremisten sprachen, redeten wir schon von al-Qaida. Dann sprachen Sie von "einigen wenigen" Terroristen, während wir bereits sagten, dass es sich um eine Mehrheit handelt. Jetzt erkennen Sie, dass es immerhin fünfzig-fünfzig steht. Nur US-Außenminister John Kerry hängt noch arg in der Vergangenheit und spricht von 20 Prozent.

SPIEGEL: Könnte es sein, dass wir im Westen so zögern, Ihren Einschätzungen zu folgen, weil es bei uns eine Vertrauenslücke gibt? Und woran mag das liegen?

Assad: Ich glaube, der Westen vertraut lieber al-Qaida als mir.

SPIEGEL: Das ist absurd.

Assad: Nein, meine Antwort fällt unter Meinungsfreiheit. Ganz im Ernst: Ich meine, was ich Ihnen gesagt habe. Vielleicht war es gar nicht Absicht, aber Fakt ist: Alles, was der Westen in den vergangenen zehn Jahren an politischen Entscheidungen getroffen hat, hat al-Qaida befördert. Aufgrund dessen haben wir hier al-Qaida, mit Kämpfern aus 80 Nationen. Es sind Zehntausende Kämpfer, mit denen wir es zu tun haben. Und damit meine ich nur jene, die von außerhalb kommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Sie verlieren viele Soldaten, die sich der Opposition anschließen. Wollen Sie uns weismachen, dass aus denen über Nacht Qaida-Anhänger werden?

Assad: Nein, ich sage ja nicht, dass jeder nun bei al-Qaida ist. Ich sage: die Mehrheit. Die Minderheit setzt sich aus Deserteuren und Kriminellen zusammen. Zu Beginn unserer Krise hatten wir 60 000 Verbrecher, die frei herumliefen. Allein daraus könnte man schon eine Armee aufstellen. Wie viele tatsächlich gegen uns kämpfen, kann ich nicht sagen. Die meisten kommen für ihren Dschihad illegal über die Grenze. Sie kommen, um von hier ins Paradies zu gehen, in ihrem heiligen Krieg gegen Atheisten oder Nicht-Muslime. Selbst wenn wir Tausende von ihnen irgendwie loswerden, es sickern konstant neue ein.

SPIEGEL: Und dennoch glauben Sie, diesen Kampf gewinnen zu können?

Assad: Selbst wenn wir keine Chance hätten, diesen Kampf zu gewinnen: Wir haben doch keine andere Wahl, als unsere Heimat zu verteidigen.

SPIEGEL: Zurück zu den Chemiewaffen. Wir möchten Sie daran erinnern, dass Sie immer abgestritten haben, über Chemiewaffen zu verfügen. Nun, nach diesem Verbrechen gegen die Menschlichkeit vom 21. August und nach den Androhungen von Militärschlägen durch die Vereinigten Staaten, räumen Sie offen deren Besitz ein.

Assad: Wir haben nie behauptet, keine Chemiewaffen zu haben. Unsere Formulierung war immer: "Falls" wir welche haben sollten, dann ...

SPIEGEL: Chemiewaffen sind kein Grund zum Lachen, aber nun können wir nicht anders.

Assad: Wir haben jedenfalls nicht gelogen!

SPIEGEL: Es gibt Hinweise, dass deutsche Firmen Chemikalien geliefert haben, die auch zum Bau von C-Waffen verwendet werden können. Wissen Sie Näheres?

Assad: Nein, mit solchen Fragen beschäftige ich mich nicht. Aber grundsätzlich haben wir zum Bau der Waffen keine Hilfe aus dem Ausland bekommen. Das hatten wir auch nicht nötig. Wir sind selbst Experten auf diesem Gebiet.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Über wie viele Tonnen Sarin oder andere Kampfstoffe verfügen Sie derzeit?

Assad: Das bleibt so lange geheim, bis wir diese Informationen den dafür zuständigen Gremien übergeben haben.

SPIEGEL: Nach Angaben westlicher Nachrichtendienste haben Sie etwa tausend Tonnen in Ihren Arsenalen.

Assad: Es geht doch nicht um Zahlen, sondern um das Prinzip, dass wir diese Waffen haben. Und dass wir uns jetzt dafür einsetzen, dass der Nahe Osten frei sein sollte von Massenvernichtungswaffen.

SPIEGEL: Auch das ist eine Frage des Vertrauens. Sie geben 45 Depots an, woher wissen wir, dass das stimmt?

Assad: Als Präsident beschäftige ich mich nicht mit diesen Zahlen, ich entscheide über das politische Vorgehen. Wir sind transparent, die Experten dürfen zu jeder Anlage gehen. Sie werden alle Daten von uns bekommen, die werden sie verifizieren, und dann können sie sich ein Urteil über unsere Glaubwürdigkeit bilden. Wir haben uns bislang an jede Vereinbarung gehalten. Das belegt unsere Geschichte. Nur an den Kosten der Waffenvernichtung werden wir uns nicht beteiligen.

SPIEGEL: Und die internationale Gemeinschaft soll Ihnen einfach glauben, dass Sie nicht noch geheime Depots haben?

Assad: Bei internationalen Beziehungen geht es nicht um Vertrauen und Glauben. Es geht darum, ein Regelwerk aufzustellen. Ob Sie mir als Person vertrauen, ist nicht so wichtig. Was zählt, ist, dass die Institutionen zusammenarbeiten, meine Regierung und diese Chemiewaffen-Organisation; und ob ich das Vertrauen des syrischen Volkes habe. Nicht der Westen hat mich geprägt, sondern Syrien.

SPIEGEL: Sie brauchen den Westen nicht?

Assad: Doch, natürlich - aber nicht anstelle der Syrer und auch nicht anstelle der Russen, die wahre Freunde sind. Die verstehen viel besser, worum es hier wirklich geht. Sie haben ein besseres Gefühl für die Wirklichkeit. Und dass ich sie jetzt so rühme, hat nichts damit zu tun, dass wir seit vielen Jahren enge Beziehungen pflegen.

Die Russen sind einfach unabhängiger als Sie in Europa, wo man sich so sehr an den USA orientiert.

SPIEGEL: Die Russen haben strategische Interessen. Nur darum geht es ihnen.

Assad: Das können Sie mit Präsident Wladimir Putin diskutieren. Aber ich will Ihnen noch etwas sagen: Vertraulich kommen bereits die ersten Europäer auf uns zu und signalisieren, dass sie unsere Lagebeschreibung teilen, unsere Analysen und Sorgen; dass sie dies aber nicht laut sagen könnten.

SPIEGEL: Das gilt auch für Ihre Darstellung der Giftgasangriffe?

Assad: Obama hat mit seinen Lügen doch nicht einmal sein eigenes Volk überzeugen können. Nach einer Umfrage lehnten 51 Prozent der US-Bevölkerung einen Militärschlag gegen Syrien ab. Das britische Parlament war dagegen. Im französischen Parlament wurde erbittert darüber diskutiert. Die Stimmung in Europa sprach gegen diese Aktion. Warum? Weil die Mehrheit der Menschen Obama die Geschichte nicht geglaubt hat.

SPIEGEL: Zählen zu den Kontakten, die Sie weiterhin nach Europa unterhalten, auch Gesprächspartner in Deutschland?

Assad: Wir haben Kontakte zu einigen Institutionen, verfügen neuerdings wieder über Kanäle, die es zwischenzeitlich so nicht gab. Wir tauschen Informationen aus, aber von politischen Beziehungen können wir nicht sprechen.

SPIEGEL: Spielt Deutschland eine besondere Rolle für Sie?

Assad: Wenn ich nach Europa schaue, frage ich mich: Wer orientiert sich an der Wirklichkeit, an dem, was in unserer Region vorgeht? Und davon ist jedes europäische Land weit entfernt. Deutschland und Österreich haben noch den objektivsten Blick, scheinen am ehesten zu erfassen, was Realität ist. Deutschland kommt dem am allernächsten.

SPIEGEL: Könnte Deutschland eine Vermittlerrolle übernehmen?

Assad: Ich würde mich freuen, wenn Gesandte aus Deutschland nach Damaskus kämen, um mit uns über die wahren Verhältnisse zu sprechen. Wenn sie mit uns reden, heißt das nicht, dass sie unsere Regierung unterstützen. Aber sie können dann hier

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Überzeugungsarbeit leisten. Wenn ihr jedoch denkt, ihr müsstet uns isolieren, dann sage ich nur: Damit isoliert ihr euch selbst - und zwar von der Wirklichkeit. Hier geht es auch um eure Interessen: Was habt ihr davon, wenn sich in eurem Hinterhof al-Qaida tummelt, wenn ihr hier bei uns Instabilität unterstützt? Nach zweieinhalb Jahren solltet ihr eure Politik überdenken.

SPIEGEL: Haben Sie angesichts der Unruhen in Ihrem Land die Chemiewaffendepots überhaupt noch unter Kontrolle?

Assad: Machen Sie sich keine Sorgen, die Lager sind sehr gut geschützt. Und zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen noch sagen: Das Material wird dort nicht waffenfähig gelagert. Niemand kann es verwenden, bevor es einsatzbereit gemacht wird.

SPIEGEL: Auch die Depots mit den biologischen Waffen? Sie besitzen doch auch B-Waffen.

Assad: Dazu machen wir keine Angaben. Das fällt unter den Bereich geheime Informationen. Und wenn ich das so sage, heißt das nicht, dass wir vielleicht doch welche besitzen.

SPIEGEL: Sie verstehen aber die Angst der internationalen Gemeinschaft, dass diese Massenvernichtungswaffen in die Hände von Terroristen fallen könnten?

Assad: So schlimm ist es um uns nicht bestellt, wie es Ihre Medien darstellen und es der Westen glaubt. Machen Sie sich keine unnötigen Sorgen.

SPIEGEL: Nach unseren Informationen haben Sie mindestens 40 Prozent des Landes an die bewaffnete Opposition verloren, womöglich über zwei Drittel.

Assad: Diese Zahlen sind übertrieben. 60 Prozent des Landes sind Wüste, und dort ist niemand. Im Rest des Landes kontrollieren die Terroristen keine einzige zusammenhängende Region.

SPIEGEL: Für das Gebiet entlang der türkischen Grenze stimmt das nicht.

Assad: Nur nördlich von Aleppo halten sie sich. Ansonsten gibt es Brennpunkte. Aber von einer regelrechten Front gegen uns kann überhaupt keine Rede sein. Manchmal sind diese Kämpfer auch völlig isoliert, halten sich in Gegenden auf, in die wir die Armee gar nicht erst hineinschicken. Aber uns geht es auch nicht um

irgendwelche Prozentzahlen. Die Solidarität der Bevölkerung ist uns viel wichtiger. Und die ist eher gestiegen, weil viele inzwischen sehen, was diese Terroristen anrichten und wohin das führt.

SPIEGEL: Die Brutalität der Auseinandersetzungen hat ein Viertel der syrischen Bevölkerung, sechs Millionen Menschen, zu Flüchtlingen gemacht.

Assad: Wir haben keine genauen Zahlen. Auch vier Millionen können schon übertrieben sein. Viele, die innerhalb Syriens ihr Zuhause verlassen, gehen zu Verwandten und tauchen in keiner Statistik auf.

SPIEGEL: Sie klingen, als redeten Sie über Steueranhebungen und nicht über eine humanitäre Katastrophe.

Assad: Umgekehrt wird es richtig: Sie im Westen werfen mit den Zahlen um sich. Vier, fünf, sieben Millionen. Die Zahlen kommen von Ihnen: 70 000 Opfer, 80 000, 90 000 und dann 100 000. Wie auf einer Auktion. Aber für uns ist es eine reale Tragödie, egal ob 1000 oder 100 000 Opfer.

SPIEGEL: Die Flut der Vertriebenen hat einen Grund: Die Menschen fliehen vor Ihnen und Ihrem Regime.

Assad: Ist das eine Frage an mich? Oder ist das eine Behauptung? Dann ist sie schlicht falsch. Wenn Menschen fliehen, haben sie oft mehrere Gründe. An erster Stelle ist es die Angst vor dem Terror.

SPIEGEL: Niemand flieht vor Ihren Soldaten und Sicherheitskräften?

Assad: Die Armee repräsentiert Syrien, andernfalls wäre sie schon längst auseinandergefallen. Sie ist für niemanden eine Bedrohung. Wenn wir über Flüchtlinge reden, dann lassen Sie uns auch über diese andere Regierung reden - die türkische. Sie instrumentalisiert die Zahlen für ihre eigenen Zwecke. Sie setzt voll auf die humanitäre Karte, um sie bei der Uno gegen uns auszuspielen. Um Druck zu machen. Zudem geht es manchen um das Geld, das sie für ihre Flüchtlingshilfe bekommen, das dann aber in ganz andere Taschen wandert. Da gibt es eine Menge Interessen. Sicherlich gibt es unter den Flüchtlingen auch einige, die aus Angst vor

unserer Regierung geflohen sind. Aber wir erleben gerade einen Gezeitenwechsel. 100 000, vielleicht auch 150 000 Flüchtlinge sind bereits zurückgekehrt.

SPIEGEL: Wie konnten Sie die Menschen dazu bewegen?

Assad: Wir haben sie angesprochen, um ihnen die Angst zu nehmen. Wer kein Verbrechen begangen hat, muss hier nichts fürchten. Wenn du gegen die Regierung sein willst, haben wir gesagt, dann komm zurück, und sei von hier aus gegen uns. Das hatte durchaus Erfolg.

SPIEGEL: An der militärischen Front können Sie keine Erfolge vorweisen. Die angekündigte Einnahme von Aleppo bleibt aus. Maalula ist weiterhin ein erhebliches Problem, und sogar die Vorstädte von Damaskus werden beschossen. Den Granatendonner haben wir auf dem Weg zu Ihrem Palast vernommen.

Assad: In so einer schweren Krise kann man natürlich nicht so tun, als wäre man so mächtig wie zuvor. Der Schaden ist viel zu massiv. Wir werden viel Zeit brauchen, um darüber hinwegzukommen. Und wir haben doch gar keine andere Option, als an unseren Sieg zu glauben.

SPIEGEL: Wie können Sie noch an Ihren Sieg glauben, wenn Sie schon die libanesischen Hisbollah zur Hilfe holen müssen?

Assad: Schauen Sie, der Libanon ist sehr klein. Vier Millionen Einwohner. Allein Damaskus hat fünf Millionen. Syrien ist so groß, dass selbst die komplette Hisbollah kaum etwas ausrichten könnte. An der Grenze zum Libanon haben wir mit ihr im Kampf gegen Terroristen kooperiert, die auch Hisbollah-Anhänger angegriffen hatten. Das war gut und erfolgreich.

SPIEGEL: Eigentlich könnten Sie also auf die Hilfe der Hisbollah verzichten?

Assad: Das habe ich nicht gesagt. Ich wollte nur die Proportionen ein wenig zurechtrücken und der Annahme im Westen entgegensteuern, dass die syrische Armee nicht mehr kämpfen könne und deshalb nun die Hisbollah einspringen müsse.

SPIEGEL: Die Hisbollah gehört zu den wenigen, die Sie noch stützen. Der russische Präsident Putin scheint langsam die Geduld mit Ihnen zu verlieren. Und dem

neuen iranischen Präsidenten Hassan Rohani könnte die Annäherung an die USA wichtiger sein als Ihr Überleben.

Assad: Putin ist entschlossener denn je, uns zu stützen. Das hat er mit drei Vetos gegen Sanktionen im Weltsicherheitsrat bewiesen.

SPIEGEL: Der Resolution zur Vernichtung Ihrer Chemiewaffen hat er zugestimmt.

Assad: Das war eine gute Resolution ...

SPIEGEL: ... weil sie Luftschläge der USA verhindert hat.

Assad: In ihr gab es keinen einzigen Punkt, der gegen unsere Interessen verstoßen hätte. Putin weiß aus seinem Kampf gegen den Terrorismus in Tschetschenien, was wir hier durchmachen.

SPIEGEL: Deshalb sind Sie auch zuversichtlich, dass Moskau Ihnen das Flugabwehrsystem S-300 liefern wird, auf das Sie seit Monaten warten?

Assad: Putin hat mehrfach gesagt, dass er Syrien in den verschiedensten Bereichen unterstützen wird und dass er sich unseren Verträgen verpflichtet fühlt. Das gilt nicht nur für das Luftabwehrsystem, sondern auch für andere Waffen.

SPIEGEL: Die Weltgemeinschaft wird alles tun, um Ihre Aufrüstung zu verhindern.

Assad: Mit welchem Recht? Wir sind ein Staat, der sich nur verteidigt. Wir halten von niemandem Land besetzt. Warum bekommt Israel von Deutschland drei U-Boote, obwohl es eine Besatzungsmacht ist? Wegen dieser doppelten Standards trauen wir dem Westen nicht.

SPIEGEL: Dass Israel das neue Abwehrsystem zusammenbombt, sobald es aus Moskau eingetroffen ist, fürchten Sie nicht?

Assad: In diesem Kriegszustand dürfen wir uns nicht fürchten. Wir müssen alles tun, um stark zu sein, und wir werden nicht zulassen, dass jemand unsere Rüstungsgüter zerstört.

SPIEGEL: Und falls doch?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Assad: Darüber reden wir, wenn es so weit ist.

SPIEGEL: Früher klangen Sie selbstbewusster, gerade wenn es um Israel ging.

Assad: Nein. Wir brauchen Frieden und Stabilität in dieser Region. Darauf waren wir immer bedacht. Gerade wenn es um die Frage der Vergeltung geht, müssen wir uns fragen: Wohin führt das? Vor allem jetzt, wo wir gegen al-Qaida kämpfen, müssen wir vorsichtig sein, keinen neuen Krieg anzuzetteln.

SPIEGEL: Ab welchem Punkt würden Sie al-Qaida für besiegt halten?

Assad: Wenn wir wieder Stabilität haben. Dafür müssen wir zuerst die Terroristen loswerden. Dann müssen wir diese Ideologie der Grausamkeit abschütteln, die in einige Teile Syriens bereits eingesickert ist. Es darf nicht sein, dass ein Achtjähriger versucht, jemandem den Kopf abzuschneiden, dass Kinder dem unter Jubelgeschrei zusehen, als verfolgt sie ein Fußballspiel. Das ist tatsächlich im Norden des Landes geschehen. Uns von diesem Denken zu befreien wird schwerer sein, als die Chemiewaffen loszuwerden.

SPIEGEL: Diese Szene würde in Somalia nicht überraschen. Aber in Syrien?

Assad: Was wir an Grausamkeiten erleben, ist ungeheuerlich. Denken Sie nur an den Bischof, dem sie mit einem Messer die Kehle durchgeschnitten haben.

SPIEGEL: Somalia ist ein gescheiterter Staat, seit Jahrzehnten schon. Trotzdem glauben Sie, Sie könnten zu dem Syrien vor Beginn des Aufstands zurückkehren?

Assad: Was die Stabilität anbelangt - ja. Wenn wir die Milliardenhilfen aus Saudi-Arabien und Katar stoppen können, wenn die logistische Hilfe der Türkei ausbleibt, dann können wir das Problem in ein paar Monaten lösen.

SPIEGEL: Ist eine Lösung auf dem Verhandlungsweg noch möglich?

Assad: Mit den Militanten? Nein. Nach meiner Definition trägt eine politische Opposition keine Waffen. Wenn einer die Waffen niederlegt und in den Alltag zurückkehren will - darüber können wir reden. Wenn wir vorhin über Deserteure gesprochen haben, dann möchte ich jetzt auch von der gegenläufigen Bewegung sprechen: von jenen Männern, die von den Aufständischen überlaufen und jetzt in unseren Reihen kämpfen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

SPIEGEL: Für die Weltgemeinschaft tragen Sie die Schuld an der Eskalation dieses Konflikts, dessen Ende nicht abzusehen ist. Wie leben Sie mit dieser Schuld?

Assad: Es geht nicht um mich. Es geht um Syrien. Die Lage in meinem Land bedrückt mich. Darum Sorge ich mich, nicht um mich.

SPIEGEL: Stehen Ihre Frau und Ihre drei Kinder noch immer an Ihrer Seite?

Assad: Selbstverständlich. Nicht für einen Moment haben sie Damaskus verlassen.

SPIEGEL: Ist Ihnen schon mal der Gedanke gekommen, Sie könnten enden wie der rumänische Diktator Nicolae Ceaușescu? Nach einem kurzen Prozess wurde er von den eigenen Soldaten an die Wand gestellt und erschossen.

Assad: Ich Sorge mich nicht um mich. Würde ich Angst verspüren, hätte ich Syrien schon vor langer Zeit verlassen.

SPIEGEL: Herr Präsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Niklas Frank

Mit dem Buch »Der Vater. Eine Abrechnung« outete er sich 1987 als Sohn eines Nazimörders - und erzählte offen, wie erbarmungslos so eine Herkunft alle verfolgt, die nichts für die Taten ihrer Vorfahren können. Seine Geschwister zerbrachen an ihrer Lebensgeschichte, Frank ist mittlerweile 75 Jahre alt - und hadert noch immer mit der Vergangenheit seiner Familie.

Von Sven Michaelsen, SZ-Magazin, 14.03.2014

SZ-Magazin: Herr Frank, warum tragen Sie seit vierzig Jahren ein Foto mit sich, das den Leichnam Ihres gehenkten Vaters zeigt?

Niklas Frank: Ich will jeden Tag sichergehen, dass er tot ist.

Als kleiner Junge lebten Sie am Schliersee in Oberbayern oder auf der Wawelburg über Krakau, dem Dienstsitz Ihres Vaters. Zum Hofstaat der Franks gehörten Diener, Kindermädchen, Köchinnen, Chauffeure und Ehreneskorten.

Ich fand es toll, von oben bis unten betütelt zu werden. Der Wawel war wie ein Königshof, und ich war der Prinz von Polen und hatte eine Riesengaudi. Ich sehe mich noch als Dreikäsehoch im Dom neben der Burg Versteck spielen zwischen den Gräbern polnischer Bischöfe und Heiliger, geschützt von SS-Soldaten mit Gewehren. In der Burg machte ich die Gänge mit meinem Tretauto unsicher. Ich wartete hinter einer Ecke, bis ich jemanden kommen hörte. Dann trat ich in die Pedale. Es machte mir Höllenspaß, jemanden zu verletzen. Wenn ich nach oben lugte, sah ich verbissene Gesichter ein erzwungenes Lächeln aufsetzen – ich war eben der Sohn des mächtigen Burgherrn.

Ihr Vater war besessen von Prunk und Pomp und inszenierte sich als Genussmensch und Feingeist. Für Mußestunden hatte er Schloss Kressendorf requirieren lassen, dreißig Autominuten von Krakau entfernt.

In Kressendorf gab es eine riesige Freitreppe. Wenn ich oben an der Balustrade stand und sah, dass unten unser Diener Johann entlanglief, rief ich: »Johann!« Wenn

er gehorsam die Treppen heraufgestiegen war, fragte er höflich: »Bitte?« Worauf ich »Danke!« krächte und lachend davonzischte. Das musste er sich gefallen lassen. Niemand hätte sich getraut, das Früchtchen des Generalgouverneurs von Polen zurechtzuweisen, dem Alleinherrscher über siebzehn Millionen Menschen.

Sie sind Jahrgang '39 und waren bei Kriegsende sechs Jahre alt. Empfindet ein kleiner Junge, der glaubt, er sei der Prinz von Polen, so etwas wie Skrupel?

Einerseits spürte ich dieses intensive Triumphgefühl, Erwachsenen befehlen zu können, andererseits wusste ich tief innen, ich tue Unrecht. Man bekam endlos Spielzeug von jedem Gast geschenkt. Ich habe alles sofort kaputtgemacht. Da war dieses schlechte Gewissen, das man mitbekam. Die Erwachsenen wussten von den viehischen Verbrechen, die wir Deutschen täglich in Polen verübten. Ihre daraus resultierende innere Anspannung übertrug sich als psychischer Druck auf mich, und ich machte wie unter Zwang alles kaputt, was da war.

Für die Fahrten in Ihre bayerische Heimat stand Ihnen der mahagonigetäfelte Salonwagen Ihres Vaters zur Verfügung, der an reguläre Züge angehängt wurde. Was bekamen Sie vom Leben außerhalb des Wawel mit?

Dass unterhalb des Burghügels das Morden anging, begriff ich nicht. Einmal hat mich mein Kindermädchen Hilde in das mit Stacheldraht umzäunte Außenlager eines KZs mitgenommen. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht war einer der Bewacher Hildes Liebhaber. Ich freute mich sehr, als die Wachleute abgemagerte Häftlinge auf einen Esel setzten und ihm einen mächtigen Schlag auf die Flanke gaben. Das verschreckte Tier machte Bocksprünge, und die Männer fielen runter. Das war für mich ein unbändig lustiger Nachmittag. Obendrein gab es zum Schluss beim obersten Soldaten Kakao.

Bei ihren Raffzügen durchs Krakauer Ghetto setzte Ihre Mutter die Discountpreise selbst fest, zu denen sie Pelzmäntel und Stoffe kaufte.

Sie ließ sich von ihrem Chauffeur im Mercedes ins Ghetto fahren, bewacht von der SS. Einmal durfte ich mit. Ich stand in meinem reizenden Pepita-Anzug im Fond, drückte die Nase ans Fenster und sah traurig oder wütend dreinschauende, schlottrige

Menschen. Als mich ein sehr viel älteres Kind anlotzte, streckte ich ihm die Zunge raus. Es ging weg. Ich war der Gewinner und lachte.

Ab Ende '44 lebten Sie mit Ihrer Mutter und Ihren vier Geschwistern wieder am Schliersee. Was empfanden Sie, als Ihr Vater im Januar '45 nach Hause kam?

Auf einer Truhe lag seine Brille. Ich nahm sie, schaute ihn ruhig an und brach beide Bügel ab. Da stand er so was von baff da. Ich sehe noch sein empörtes Gesicht. Er gab mir eine Ohrfeige, aber das war für mich in Ordnung. Ich habe mich auch nicht entschuldigt. Ich konnte mit ihm einfach nichts anfangen.

Im Umkreis Hitlers kursierte der Spruch: »Im Westen liegt Frankreich, im Osten wird Frank reich.« Ihr Vater, ein promovierter Jurist, der in den Zwanzigern zu Hitlers Stammverteidiger aufgestiegen war, griff in Polen in die Staatskasse und raubte Kunstschatze, darunter Bilder von Rembrandt, Raffael und Leonardo da Vinci. Bekamen Sie davon etwas mit?

Vatis Diebereien waren nicht zu übersehen. Einmal ließ er im Salonwagen 200 000 eingekalkte Eier aus Krakau zu uns an den Schliersee schicken. Mit einem anderen Transport kamen geraubte Plastiken, Gobelins, Madonnen und Ikonen.

Ihre Geschwister hatten zeitlebens zärtliche Gefühle für ihren Vater. Sie nie?

Es gibt eine einzige zärtliche Szene. In seinem Badezimmer auf dem Wawel stand mein Vater vor dem Spiegel und rasierte sich. Als er mich sah, tupfte er mir etwas von seinem Schaum auf die Nasenspitze. Das hat sich mir eingebrannt. Eine Sehnsucht, von ihm geliebt zu werden, gab es wohl auch bei mir.

Ihr Vater wurde am 4. Mai '45 von amerikanischen Soldaten verhaftet. Am Tag darauf wurde Ihr Haus am Schliersee geplündert.

Ich fand das aufregend und spannend. Was meine Eltern geplündert hatten, wurde jetzt von befreiten polnischen und ukrainischen Zwangsarbeitern geplündert. Meine Mutter konnte gerade noch eine mit Schmuck und Juwelen prall gefüllte Tasche bei einer Nachbarin verstecken. Die Amis stellten dann Wachen auf. Ein GI, der Vatis

Weinkeller entdeckt und sich betrunken hatte, stellte meine Mutter und uns drei jüngsten Kinder an die Wand unseres Hauses und legte mit seinem Gewehr auf uns an. Während meine acht und zehn Jahre alten Geschwister losheulten, hatte ich, sechs Jahre alt, keine Angst, weil ich damals – ich weiß das noch wie heute! – dachte: Der Ami mit dem Gewehr hat recht! Der ist auf der richtigen Seite, ich auf der falschen. Was ich dunkel spürte, sah ich Wochen später in der ersten demokratischen Zeitung: Fotos von Leichenhaufen, darunter Kinder meines Alters. Immer stand Polen darunter, und ich wusste ja, Polen gehört uns Franks! Der Ami übrigens, der uns erschießen wollte, hatte nicht mit Muttis Mut gerechnet. Die hat ihn dermaßen zusammengeschrien, dass er verängstigt das Gewehr absenkte und dann von einem anderen Ami weggeführt wurde.

Ihr Vater – er war politisch verantwortlich für die Vernichtungslager Treblinka, Majdanek, Belzec und Sobibor und wurde wegen seiner Ausrottungspolitik »Schlächter von Polen« genannt – ließ sich im Nürnberger Gefängnis katholisch taufen und schrieb seiner Familie Hunderte frömmelnde Briefe, in denen er von Jesuserscheinungen und Lichtbrücken zu Gott berichtete.

Als Kind hat man ein feines Gespür für Wahrheit und Verlogenheit. Seine Briefe haben mich schon damals abgestoßen, ein verschwiemertes Gesülze und pathetischer Schmarrn. Er war halt eine Kitschjuhle. Mein Bruder Norman glaubte ihm seinen neuen Glauben auch nicht: »Als Vati keinen Hitler mehr hatte, nahm er den lieben Gott als dessen Nachfolger.«

Ihr Vater wurde in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher vor Gericht gestellt. In seinem Generalgouvernement starben sechs Millionen Menschen, viele davon in Auschwitz, dem »größten Menschenschlachthaus, das es je gegeben hat«, wie es Ralph Giordano später formulierte.

Als in den Zeitungen die ersten Fotos aus dem Gerichtssaal erschienen, sagte unsere Mutter stolz: »Wenigstens sitzt er in der ersten Reihe.« Als er während der Befragung durch seinen Verteidiger eine Mitschuld an der Vernichtung der Juden eingestand, war sie stocksauer. Wenn er sich schuldig bekannte, war sie es ja auch. Prompt nahm er in seinem Schlusswort das Schuldeingeständnis zurück.

Vor der Urteilsverkündung durfte die Familie den Vater besuchen. Für Sie die erste und letzte Begegnung seit seiner Verhaftung.

Wir sind vom Schliersee mit dem Zug nach Nürnberg gefahren, mit einer wunderbaren Dampflokomotive. Wenn du das Fenster geöffnet hast, flogen dir lauter Rußkörner ins Auge. Das war richtig toll. Beim Reinkommen in den ziemlich dunklen Besucherraum im Nürnberger Gefängnis sah ich als erstes Hermann Göring, weil der genau gegenüber der Tür saß. Hinter einer Glasscheibe. Wie alle anderen Angeklagten in diesem Raum. Mein Vater saß auf der rechten Seite des Raums, mit einem weiß behelmtten Ami-Soldaten neben sich. Meine Mutter führte mich an der Hand, und ich setzte mich gegenüber Vati auf ihren Schoß.

Ihr Vater war damals 46 Jahre alt. Wie sah er nach eineinhalb Jahren Haft aus?

Er hat mich angelacht. Einen grauen Anzug hatte er an. Sein Bewacher mit dem weißen Helm sah viel schneidiger aus. Der gefiel mir besser.

Nach seiner Verhaftung ließen amerikanische Soldaten Ihren Vater Spießruten laufen. Er riss sich darauf mit einem Nagel die Pulsadern der linken Hand auf und verletzte dabei Nervenstränge. Ist Ihnen die Wunde aufgefallen?

Nein. Auch nicht die Wunde an seinem Kehlkopf, die von seinem zweiten Selbstmordversuch stammte. Die GIs, die ihn Spießruten laufen ließen, hatten zuvor ein Außenlager des KZs Dachau befreit und dabei Leichenberge und zum Skelett abgemagerte Überlebende entdeckt. Deshalb droschen sie den Polenschlächter voller Wut aus der Hose. Wohl aus Schmerz und Schock wollte er sich daraufhin umbringen.

Wie lange haben Sie mit Ihrem Vater gesprochen?

Nicht länger als sieben, acht Minuten. Ich war natürlich stumm. Er erzählte mir, dass wir bald alle gemeinsam in unserem Haus am Schliersee fröhlich Weihnachten feiern und er uns dann auch wieder vom Huber Toni erzählen würde. Das war seine einzige lustige Geschichte: Der Huber Toni hatte beim Scheißen im Wald immer solche Angst vor Räubern, obwohl er selbst ein Räuber war. Ich dachte: Warum lügt er? Er weiß doch, dass er gehängt wird! Es war eine Riesenenttäuschung für mich. Ich

hatte gehofft, er würde ehrlich zu mir sein. Immerhin war ich damals sieben Jahre alt. Ein schießender Huber Toni reicht nicht fürs Leben.

Waren Sie überzeugt, dass man Ihren Vater zum Tode verurteilen würde?

Es war klar, dass es für Vati ans Eingemachte ging. Die Kinder in der Schule sagten mir fröhlich: »Gell, Niki, dein Papa wird bald aufg'hängt.« Und ich habe »Ja!« gesagt. Vatis Anwalt hatte Mutti schon im Sommer 1946 gesagt, dass alle, die in überfallenen Ländern führend tätig gewesen seien, keine Chance hätten.

Die Verkündung der Urteile am 1. Oktober '46 wurde live vom Bayerischen Rundfunk übertragen.

Die Mutti hatte eine Liste mit den Namen der Angeklagten gemacht und kreuzte während der Übertragung jeden an, der zum Tode verurteilt wurde. Auch bei ihrem eigenen Mann machte sie das Kreuz. Das, muss ich sagen, bewundere ich. Irgendwie war sie mit dem Urteil einverstanden. Doch dann kam wieder der Zorn über sie. Elf Tage später schrieb sie Vati ins Gefängnis: »Alle waren wir Opfer einer kleinen verbrecherischen Clique. Ich sehne die Atombomben herbei, wenigstens für mich und die Kinder.«

Haben Sie geweint, als Sie hörten, Ihr Vater sei zum Tod durch den Strang verurteilt worden?

Nein. Ich habe auch keinerlei Mitleid empfunden.

Ihr Vater wurde in der Nacht zum 16. Oktober 1946 in der Turnhalle des Nürnberger Gefängnisses gehängt. Die Henkersmahlzeit bestand aus Würstchen mit Kartoffelsalat, anschließend schrieb er Briefe.

Wenn ich in ein paar Stunden gehenkt werde, würde ich schreien vor Angst. Widerwillig muss ich ihm da Stärke zugestehen. Aber statt eines ehrlichen Abschiedsbriefes verfasst er, der Schreibtischmassenmörder mit Doktorhut, einen weiteren Schwulstlappen an seine Frau: »Die Wahrheit wird siegen! Ich war niemals ein Verbrecher! Meine ›Schuld‹ ist eine rein politische Angelegenheit – aber keine juristische.« Dabei war Vati genau informiert, was in den Vernichtungslagern seines Gouvernements passierte. Es war ihm nur piepegal gewesen.

Am Abend vor seinem Tod schrieb Ihr Vater Ihnen einen letzten Gruß in sein Gebetbuch. Haben Sie es noch?

Ja. Das war meine letzte Enttäuschung. Alle Welt schrieb mich Niki, ohne c. Jetzt kriege ich von Mutti dieses Büchlein überreicht, und was schreibt der Kerl? »Meinem lieben Nicki«, mit ck. Todtraurig und stocksauer war ich. Kinder sind so.

Was stand in dem letzten Gruß?

Er endete mit dem Satz: »Ewig bete ich für Dich, mein Nicki.« Blanker Quatsch, denn er hatte nur noch ein paar Stunden zu leben. Der hätte in Steno beten müssen, so vielen hat er das versprochen gehabt.

Die Leichen der Gehenkten wurden nachts in zwei unauffälligen Lieferwagen nach München gebracht und verbrannt. Die Asche wurde in Aludosen gefüllt und in den Conwentzbach geschüttet, der in die Isar fließt. Die leeren Behälter zerschlug man mit Äxten.

Ich war zu der Zeit mit den zwei nächst älteren Geschwistern in einem Kinderheim in Schäftlarn. Die Kinderschwestern haben uns nichts von Vatis Tod gesagt. Ein paar Tage später kam die Mutti zu Besuch und sagte aufgesetzt fröhlich: »Schaut, ich habe ein Frühlingskleid an, weil Vati jetzt glücklich ist. Er ist im Himmel. Ihr müsst also nicht weinen.« Denn die beiden Geschwister heulten erbärmlich. Ich blieb still. Dass ich nicht mitheulte, fand die Mutti irgendwie beleidigend. »Warum weinst du nicht?!«, zischte sie mich an.

Was fühlten Sie?

Zum einen wusste ich ja, dass Vati gehenkt würde. Es war also keine Neuigkeit für mich, was Mutti erzählte. Zum anderen empfand ich diesen riesigen Druck: Ich liebe diesen Vater nicht und bin dadurch schuldig. Auch ein Kind weiß, es gehört sich, den Vater zu lieben und um ihn zu trauern. Niki mit ck, ein schießender Huber Toni und ein gelogenes Weihnachtsfest, vor allem aber die erste Zurückweisung als »Fremdi« hatten den totalen Bruch erzeugt.

Wie sah die Zurückweisung aus?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich lief, ein Lätzchen um den Hals, um einen großen runden Tisch im Warschauer Schloss Belvedere hinter ihm her und wollte unbedingt in seine Arme. Aber Vati lief vor mir weg und rief mir spöttisch zu: »Was willst du denn? Du gehörst doch gar nicht zur Familie. Du bist doch ein Fremdi.« Drei Jahre war ich damals alt. Diese Zurückweisung hat sich mir eingebrannt in die Seele bis heute, mit 75. Viele Jahre später habe ich durch einen Brief rausbekommen, dass Vati glaubte, ich sei nicht sein Sohn, sondern der seines besten Freundes Karl Lasch, den er offensichtlich nicht ohne Grund »mein blonder Strolch« nannte. Lasch verführte wahllos und hatte auch ein Verhältnis mit Mutti. Vati hatte ihn im Generalgouvernement zum Gouverneur von Radom gemacht. Wegen Korruption und Schiebereien wurde er auf Befehl Himmlers verhaftet und in seiner Zelle erschossen.

Nach außen galten die Franks als nationalsozialistische Musterfamilie.

Die Ehe meiner Eltern war die absolute Groteske. Vati war eifriger Fremdgeher und hieß hinter vorgehaltener Hand der »große Rammler im Osten«. Auch Mutti hatte etliche Liebhaber, darunter den Staatsrechtler Carl Schmitt – mein dritter mutmaßlicher Vater. Als Vati sich 1942 wegen seiner wieder aufgetauchten Jugendliebe Lilly scheiden lassen wollte, denunzierte Mutti sie bei Himmler als Halbjüdin. Sie kämpfte eiskalt um ihre Ehe, natürlich nur wegen der Privilegien: »Ich bin lieber die Witwe als die geschiedene Frau eines Reichsministers!« Sie schaffte es, dass Hitler Vati die Scheidung verbot. Und dieser Jammerlappen ließ sich das gefallen! »Du bist eine Bestie!«, schrie er Mutti hilflos wütend an.

Sie waren sieben Jahre alt, als Ihr Vater gehenkt wurde. Waren Sie in dieser Zeit ein glückliches Kind?

Ja. Über der Familie lag zwar Tag und Nacht die Anspannung, wie das Urteil lauten würde, aber wichtiger als der Prozess war für mich, dass ich eine riesige Waffensammlung von den in die Alpenfestung fliehenden deutschen Soldaten hatte und jeden Tag im Wald herumballern konnte. Das war wunderbar.

Einmal haben Sie einen Dackel mit Kanonenschlägen in die Luft gesprengt. Nicht sehr sympathisch.

Das hatte – hoffentlich – nichts mit meinem Vater zu tun, sondern nur mit der Besitzerin des Dackels, die mich beim Stehlen ihrer Aprikosen erwischt und in der Volksschule verpetzt hatte. Als sie ihren fetten alten Dackel vor Judiths Laden in Neuhaus anband und ich per Zufall ein paar Schweizer Kanonenschläge in meiner Lederhose fand, habe ich sie dem Viech unter den Bauch gebunden. Ich stehe zu dieser Untat. Heute tut sie mir pflichtschuldigst leid. Als der Stern noch Klasse hatte, konnte ich mal einen Artikel über Theo Waigel mit dem Satz beginnen: »Wer als Bub Katzen am Schwanz an den Gartenzaun bindet, kann als Mannsbild so unsympathisch nicht sein.« Waigel hatte mir das erzählt. Wer auf dem Land zwischen Bauern aufwächst, die Hühner schlachten und sie zur Gaudi der Kinder noch ohne Kopf rumlaufen lassen, bekommt einen gesünderen Blick auf die Welt.

Genossen Sie bei Ihren Mitschülern einen Sonderstatus?

Nein. Eine Ausnahme waren die Wochenschauen, die damals vor den Hauptfilmen im Kino liefen. Da wurde immer über den Nürnberger Prozess berichtet, und meine Mitschüler sahen Vati in der ersten Reihe sitzen. Als später im Fernsehen die ersten Dokumentationen über die Nürnberger Prozesse liefen, ging der Kameranachschwenk wie üblich von Göring aus nach rechts die erste Reihe entlang, wurde aber meist kurz vor Vati gestoppt. Familie Frank hing in dieser Sekunde mit schiefen Köpfen in den Sesseln, weil sie noch weiter nach rechts ins Gerät glotzte, um doch noch Vati ins Blickfeld zu bekommen. Die Enttäuschung war jedes Mal groß, weil unser Vati eben doch nicht ein so wichtiger Hauptkriegsverbrecher war, dass ihn die Kamera einfach zeigen musste. Tja, man ist schon ein gemischter Charakter.

Würden Sie Ihren Vater umarmen, wenn er jetzt zur Tür reinkäme?

Sicher nicht. Ich würde ihm sagen: »Willst du was essen, was trinken?« Und danach: »So, Vati, jetzt fangen wir an zu reden.« Ich sammle seit vierzig Jahren Material über ihn. Jetzt kenne ich Vati bis in sein Innerstes. Klar, es gibt keine wirkliche Aufarbeitung und keine wirkliche Vergangenheitsbewältigung, geschehen ist geschehen, aber ich würde ihn mit all meinen Fundstücken konfrontieren.

Auf die Frage, ob Ihr Vater ein Gesinnungstäter war oder ein räuberischer Ganove, der ans große Geld wollte, haben Sie einmal geantwortet: »Wenn Hitler

gesagt hätte, lasst uns alle Oberpfälzer umbringen, hätte mein Vater auch ja gesagt. Die Millionen Leichen waren ihm wurscht, Hauptsache, der Mercedes.«

Ich bin mir sicher, dass er kein wirklicher Antisemit war. In den Tagebüchern, die er mit 19, 20 geschrieben hat, ist kein einziger antisemitischer Satz drin. Hitler hat ihn als Generalgouverneur nur genommen, weil er genau wusste, dass Vati eine nachgerade homoerotische Verehrung für ihn hegte und nie Widerstand leisten würde. Wie gesagt, wenn Hitler statt der Juden die Oberpfälzer als Parasiten am deutschen Volkskörper ausgelöscht haben wollte, wäre das Vati auch scheißwurschtegal gewesen. Hauptsache, er konnte brillieren. Wenn er als Generalgouverneur zum Mord an den Juden und Polen aufrief, sagte er nicht einfach nur: »Lasst sie uns vernichten!« Nein, er machte eine sprachliche Pointe daraus: »Wenn ich für je dreißig Polen, die ich erschießen lasse, ein Plakat aushängen ließe, dann würden die Wälder Polens nicht ausreichen, um all das Papier herzustellen für solche Plakate.« Das ist pointiert formuliert und hat bösen Witz. Oder er fragte in Lemberg höhnisch: »Ich bin eben durch dieses alte Judennest gefahren: Ich habe ja gar keinen dieser Plattfußindianer mehr gesehen! Habt ihr etwa etwas Böses mit denen angestellt?« Das hat doch was! Klar, dass der Saal voller Deutscher mit »großer Heiterkeit« reagierte, wie im Protokoll zu lesen ist.

Ihre Mutter kam aus bitterarmen Verhältnissen. Zeitzeugen beschrieben sie als eine zum Fürchten tüchtige Überlebenskampfmachine, willensstark, mitleidlos, ungebildet, habgierig.

Ja, das war sie wohl. Ich habe allerdings nie wieder einen Menschen getroffen, der so in der Wirklichkeit gelebt hat wie sie. Ein paar Wochen nach Kriegsende verkaufte sie ihre von Juden in Polen geraubten Juwelen in Schliersee an Juden, die den Holocaust überlebt hatten, als sei nichts passiert. Schon in den Dreißigerjahren, als Vati Reichsminister war und sie mit eigenem Horch und eigenem Chauffeur das Dritte Reich genoss, sagte sie: »Kinder, ich weiß, eines Tages werde ich euch wieder mit meiner Schreibmaschine ernähren müssen.« Ihre Absturzhöhe 1945 war enorm: Die Reichsministertgattin und Königin von Polen mit überquellenden Schmuckkassetten und Dutzenden von Pelzen landete plötzlich in einer feuchtkalten Zweizimmerwohnung ohne Bad. Das Frank'sche Vermögen wurde eingezogen, und

sie bekam keinen Pfennig Rente. Als kein geklauter Schmuck mehr zu verkaufen war, hatte sie nichts außer fünf ziemlich dämlichen Kindern. Besonders schmerzlich für mich: Es gab keinen Diener Johann mehr.

Ihre hungernden Kinder schickte sie zum Betteln.

Wir kriegten einen Zettel in die Hand und gingen von Bauer zu Bauer. Mein Bruder Michel war charmant und lustig und sah blendend aus. Er hat viel gebracht. Mir hat man nix gegeben. Ohne Johann, wie sollte ich das machen? Die Scham, dass ich nichts brachte, ist noch heute in mir drin.

Im Mai 1947 wurde Ihre Mutter wegen Flucht- und Verdunklungsgefahr verhaftet und ein Vierteljahr lang in ein US-Lager bei Augsburg gesperrt.

Ich habe sie mehrmals besucht und traf auch auf die anderen Hohen Frauen: Frau Göring, Frau Frick, Frau von Schirach oder Frau Heß. Denen ging es da richtig gut. Sie mussten nichts arbeiten, saßen in der Sonne, feierten mit Freespaketen der Verwandten von Hermann Görings erster Ehefrau Carin aus Schweden, und waren quietschfidel. Einmal fragte mich Mutti bei einem Besuch: »Kannst du das hören?« Ich hörte etwas, konnte es aber nicht identifizieren. Da sagte sie: »Das ist die Ilse Koch, die sie die Bestie von Buchenwald nennen. Die sitzt dort drüben im Keller und singt Nazi-Lieder.« Als Mutti braun gebrannt nach Hause kam, sagte sie: »Kinder, das war mein schönster Urlaub.«

Ihre Mutter wurde als Minderbelastete eingestuft.

Sie konnte zig Persilscheine von Freundinnen und ehemaligen Günstlingen vorweisen. Mit den vielen Juden, die sie angeblich gerettet hatte, hätte man halb Palästina bevölkern können.

Bei Ihnen zu Hause fanden regelmäßig Séancen statt, bei denen mit Ihrem toten Vater geredet wurde.

Damit bin ich aufgewachsen. Tante Martel, Muttis Schwester, galt als Medium für das Herbeirufen von Toten. Der Ärger war nur, dass ihr zunächst immer ihr verstorbener Mann Julius erschien. Der hatte Selbstmord verübt. Das regte uns auf. Wir wollten natürlich mit Vati sprechen. Wir mussten also Julius erst wegschicken,

dann stöhnte Tante Martel laut und lange, bis sie endlich Vati rangezerrt hatte. Einmal hat es mich allerdings wirklich gerissen. Mutti fragte neben ihrer in Trance stöhnenden Schwester: »Hans, wenn es wirklich du bist und kein böser Geist, dann klopf jetzt bitte mal im Schrank.« Und ich sage Ihnen, es klopfte im Schrank! Unglaublich! Sogar jetzt werde ich noch ein bisschen zittrig.

Hangmen also die: John Woods, als Henker von Nürnberg zu Weltruhm gelangt, starb 1950 beim Ausprobieren eines elektrischen Stuhls.

Mutti hat sich diebisch darüber gefreut. Zur Feier des Tages gab es Bohnenkaffee. Sie kannte das Foto des lachenden Henkers von Nürnberg mit dem Strick in der Hand. Da kannst du als Witwe von seinen Händen schon ein bisschen zornig werden. »Wenn das kein Zeichen des Himmels ist«, sagte sie. Da war sie ganz schnell auf Gottes Seite.

1953 gelang Ihrer Mutter ein geheimer Bestseller. Unter dem Titel *Im Angesicht des Galgens* veröffentlichte sie im Eigenverlag Brigitte Frank Aufzeichnungen, die ihr Mann in seiner Nürnberger Zelle verfasst hatte. Um Käufer zu finden, schrieb sie Tausende Werbebriefe.

Sie hat sich für uns Kinder aufgearbeitet. Sie hatte die clevere Idee, die Empfänger persönlich anzureden, und hämmerte mit so viel Kraft auf die Tasten, dass die Adressaten an der Wölbung der Buchstaben im Papier sehen konnten, dass sie ein Original in der Hand hielten. Das kostete natürlich eine wahnsinnige Arbeitszeit. Sie saß schon morgens um vier an ihrer Erika-Schreibmaschine, und das Geklapper ging bis abends. Sie hat das Buch für 4,50 Mark drucken lassen und für 19,50 Mark verkauft. Da sie nie einen Pfennig Steuer zahlte, hatte sie eine Höllenangst vor dem Finanzamt. Wenn ich zu Hause war und es an der Tür läutete, sagte sie leise zu mir: »Niki, schau durch's Guckloch. Wenn's ein Mann mit 'ner Aktentasche ist, sind wir nicht da.«

Ihre Mutter verdiente mit *Im Angesicht des Galgens* rund 250 000 Mark.

Der Chef von VW hat nicht nur zig Exemplare gekauft, sondern ihr auch noch einen VW Käfer geschenkt. Sie zog in eine herrschaftliche Wohnung am Schwabinger Josephsplatz und flanierte im Persianer durch München. Nachmittags trank sie im

»Carlton« oder »Regina« Tee und hielt wieder Hof wie als Königin Polens auf dem Wawel in Krakau.

Fünf Jahre später hatte Ihre Mutter das Geld durchgebracht. Herzkrank, mit Wasser in den Beinen und drei Schachteln Camel am Tag rauchend rutschte sie ins Elend.

Als null Geld mehr da war, machte sie aus ihrer Altbauwohnung ein Billigasyll. An den Stuckdecken der Zimmer brachte sie Laufschiene an, arbeitete Bettlaken zu Vorhängen um und bugsierte sie in die Schienen. So entstanden ein Dutzend Kabuffs, in die sie Matratzen und Woldecken legte. Dann fuhr sie am Abend mit der Tram zum Hauptbahnhof und sprach Leute an, ob sie für fünf Mark bei ihr übernachten wollten. Wenn ich in den Internatsferien bei ihr wohnte, wusste ich nicht, wo ich schlafen kann, weil überall Fremde hausten. Das war eine Wirklichkeit, die Mutti nicht mehr ertrug. Sie brach zusammen. Es war das einzige Mal, dass ich sie weinen sah. Da habe ich richtig gelitten. Und sie sehr geliebt. Ein halbes Jahr später starb sie, mit 63.

Wer zahlte Ihr Internat?

Der Hilfsfonds Freunde der Familie Frank. Ich kam mit zwölf aufs Internat in Wyk auf Föhr und blieb dort bis zu meinem miserablen Abitur 1959.

Gefiel Ihnen das Internat?

Ja, es war meine Heimat. Ich erlebte dort eine unheimlich glückliche Zeit. Das Internat wurde nach den Regeln des Deutschritterordens geführt. Es ging sehr streng zu, mit Appell und Morgenlauf und sehr viel Sport. Dort war ich richtig daheim und bei mir. Der Leiter, Pastor Lohmann, war für mich Ersatzvater. Er sammelte gerne Nazi-Kinder und sagte mir einmal, als ich so um die 14 Jahre alt war: »Niki, dein Vater war der beste Redner, der war besser als Hitler, Goebbels, Göring!« Dennoch war es keine versteckte Napola.

Wussten Ihre Mitschüler, wer Ihr Vater war?

Nein. Die beiden Ribbentrop-Söhne, Adolf und Barthold, waren auch einige Jahre da. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mit denen je über unsere gehängten Väter geredet hätte.

Wenn Sie nach Hause trampften, protzten Sie vor den Fahrern mit Ihrem Vater. Warum?

Weil ich mit dieser Nummer glänzend gefahren bin. In den Fünfzigerjahren waren es ja meist die alten Nazis, die die ersten Autos fuhren. Und ich wusste, ich krieg von denen was zu essen oder Geld, wenn ich sage, dass ich der Sohn des Generalgouverneurs von Polen bin. Es hat sich immer ausgezahlt. Das war von mir ein übles und eiskaltes Ausnutzen der Verbrechen meines Vaters.

Hatte Ihre Mutter nach 1945 Liebhaber?

Vielleicht einen, aber das ist unsicher. Die Mutti hat alles aufgeschrieben und aufgehoben, sogar das Intimste. Deswegen weiß ich, dass sie nie einen Orgasmus gehabt hat. Geschlechtsverkehr war für sie Dienst am Manne. Es ist unglaublich, mit welcher Härte sie die Männer durchschaut hat. Über ihre beiden Schwiegersöhne sagte sie einmal zu mir: »Ich hätte sie zertreten.« Und der amerikanische Pater, der meinen Vater getauft und zum Galgen begleitet hatte, erzählte mir: »Niklas, Ihr Vater hatte noch im Nürnberger Gefängnis Angst vor Ihrer Mutter!«

Drei Tage vor ihrem Tod im März 1959 sagte sie Ihnen: »Du hast mich nie gemocht, was, Kleiner?«

Das hat sich mir natürlich eingebrannt. Ich habe ihr meine bockige Liebe auch nie gezeigt, außer beim Haarekämmen. Wenn ich sie kämmte, machte sie die Augen zu und schnurrte wie eine Katze. Das war für mich toll. Da war ich ihr sehr nah, weil ich ihr Zärtlichkeit geben konnte. Sie selbst war kein zärtlicher Mensch. Herzlichkeit, Umarmungen, Bussis, das gab es bei ihr nie. Wir fünf Kinder haben diese Kälte, die sie uns während der hohen Zeit der Franks zeigte, durch noch eisigere Kälte heimgezahlt, als sie am Boden lag.

Wie hat Sie die Nachricht vom Tod Ihrer Mutter erreicht?

Ich war im Internat und hatte eine Platte Kuchen bestellt, weil ich Geburtstag hatte. Als ich das Blech über den Appellplatz zu meiner Bude trug, rief mich die Sekretärin ins Büro, da wäre ein Telefongespräch für mich. Ich habe den Kuchen abgestellt, und meine schwer heulende Schwester Brigitte sagte mir, die Mutti sei gestorben. Dazu habe ich mal wieder »Ja« gesagt, bin mit dem Kuchen zu den anderen

und habe fröhlich gefeiert. Dass mir eben meine Mutter weggestorben ist, habe ich nicht gesagt, denn ich war wirklich fröhlich. Muttis Tod war eine große Befreiung. Endlich konnte sie mich nicht mehr in meinen Feigheiten ertappen.

Gehen Sie ans Grab Ihrer Mutter?

Selten. Ich kann keine Beziehung zu ihr aufbauen, wenn ich vor dem Grab stehe, denn als meine Schwester Gitti starb, hat ihr Ehemann aus Geiz gebeten, dass sie auch in Muttis Grab gelegt würde. Mein Bruder Norman gestattete es. Mutti musste ausgegraben werden, und ihre Knochen lagen während Gittis Beerdigung in einem offenen Plastiksack hinter dem Nachbargrabstein. Ihr bleicher Schädel mit den riesigen Augenhöhlen lugte hervor. Ich konnte sehen, dass sie ein Gebiss trug. Da hab ich kurz aufgelacht. Die Trauergäste dachten sicher, ich sei debil. Der Tod und das Groteske – wie Muttis plötzlich herübergrüßendes Gebiss – haben mich immer fasziniert. Als mein Bruder Norman 2009 starb und in der Anatomie von Medizinstudenten zerwirkt wurde, hätte ich zu gerne selbst Skalpell angelegt. Aber der Professor durfte es mir nicht erlauben. Ich habe Norman sehr geliebt – im Rahmen der ziemlich beschränkten Frank'schen Liebesmöglichkeiten – und wäre ihm beim Aufschneiden noch einmal ganz nahe gekommen.

Sind Sie sich manchmal selber unheimlich?

Nein, das war ich mir noch nie. Ich finde mich rundum glänzend misslungen. Wenn wir zu meiner Lebensphilosophie kommen: Für mich war stets die Groteske das Wichtige. Auch bei Interviews habe ich danach gesucht. Als ich mit Thomas Bernhard in seinem Bauernhof in Ohlsdorf saß, klingelte es draußen. Bernhard ging hin. Als er zurückkam, sagte er: »Weil wir gerade über die Groteske des Lebens reden: Draußen stand meine Putzfrau, um mir zu sagen, dass sie heute nicht kommt.«

Wussten Ihre Freunde und Journalistenkollegen, wer Ihr Vater ist?

Nein. Nur einmal wurde nachgeforscht. Als ich 1973 zum *Playboy* ging, lud mich der von Hugh Hefner eingesetzte Supervisor, Mister Spelman, zum Mittagessen ein und sagte: »Herr Frank, wir wissen sehr wohl, wes' Vaters Kind Sie sind. Aber wenn Sie mir versprechen, dass Sie im *Playboy* nicht Ähnliches wie Ihr Vater

verlauten lassen, haben Sie hier freie Hand.« Ich und zwischen nackten Mädchen im *Playboy* wie Vati den Holocaust einfordernd!

1987 haben Sie sich mit Ihrem Buch *Der Vater. Eine Abrechnung selbst geoutet. Wie kam es dazu?*

Als Internatsschüler bin ich oft mit dem Rad nach Wyk in die Buchhandlung gefahren, um im Namensverzeichnis zeitgeschichtlicher Neuerscheinungen unter »Frank, Hans« nachzuschauen. Dann las ich schnell die Seiten, auf denen er erwähnt wurde. Als ich mit 22 meine spätere Frau kennenlernte, habe ich ihr gesagt: »Eines Tages schreibe ich über meinen Vater.« Aber das tat ich erst, als ich schon auf die 50 zugeing. Unbewusst hatte ich immer den Satz im Kopf: Ich lasse mir von diesen Eltern mein eigenes Leben nicht kaputt machen! Den *Vater* habe ich in einem zwölfwöchigen Rauschzustand in Muttis alte Erika-Schreibmaschine gehackt, mit der sie Vatis Geschreibsel aus der Nürnberger Zelle zum Bestseller gemacht hatte. Das war ein äußerst zorniger Kampf gegen meinen Vater, verbunden mit dem befriedigenden Gefühl: Heute wieder schwere Schläge gegen dich geführt, Vati! Ihn verbal in den Dreck zu ziehen, löste ein unendliches Triumphgefühl in mir aus. Es löste auch meine Angst vor ihm, denn er beherrscht ja noch immer mein Gehirn, dieser verfluchte Kerl.

Ihr Buch löste einen Eklat aus. Der Hauptgrund war, dass Sie beschrieben hatten, wie Sie als Jugendlicher jahrelang zu der Vorstellung onaniert haben, wie Ihr Vater gehängt wird. Zitat: »Ich mochte Dein Sterben. Ich legte mich nackt hin, auf das stinkende Linoleum der Toilette, die Linke am schlaffen Glied, und mit einer leichten Rubbelbewegung fing ich an Dich zu sehen, wie Du auf und ab gehst in Deiner Zelle, die Fäuste gegen die Augäpfel gepresst ... und dann führten sie Dich die 13 Stufen – Symbolik muss sein – hinauf, die Haube drüber, den Strick um den Hals und ab in die Ewigkeit. Dafür krieg ich den Orgasmus.«

Die Toilette mit dem Linoleum war in der Dürnbachstraße 7 in Neuhaus am Schliersee. Wir vier Geschwister lebten zusammen mit unserer Mutter in dieser Zweizimmer-Wohnung. Die älteste Schwester hatte schon geheiratet. Die Toilette war der einzige Ort, an dem man für sich sein konnte. Dort habe ich vier Jahre lang die Hinrichtung meines Vaters mit Lust zelebriert. Die Todesnacht zum 16. Oktober wurde von Mutti immer feierlich mit Kerzen und lautem Gedenken begangen. Mich

indes drängte es aufs Linoleum. Warum, wusste ich lange nicht. Erst eine Journalistin hat mir die Augen geöffnet: »Herr Frank, Sie haben Ihren Orgasmus als Zeichen des Überlebenswillens gegen diesen Vater gesetzt.«

Sie haben in den Folgejahren Bücher über Ihre Mutter und einen Ihrer Brüder geschrieben. Ihr Bruder Norman warf Ihnen mal »unappetitlichen Exhibitionismus aus Ruhmsucht« vor. Ist da etwas dran?

Ja und nein. Wenn ich so im Kreis der schreibenden Nazi-Täter-Nachkommenschaft herumschaue, entdecke ich eine gewisse Eitelkeit. Gegen die kämpfe ich bei mir an, indem ich mir immer wieder klarmache, dass es die Millionen unschuldig Ermordeten sind, denen ich die Einladungen zum Lesen aus meinen Büchern verdanke. Wenn ich danach zum Beispiel eine Flasche Schnaps oder Wein überreicht bekomme, halte ich sie hoch und sage ins Publikum: »Sie sehen, welchen Gewinn man einstreicht, wenn man auf dem Ticket eines Nazi-Verbrechers fährt.«

Sie haben *Der Vater* in Ihrer Zeit als Kulturchef des Stern veröffentlicht. Waren Sie als Branchenprofi gegen Verrisse immun, die Ihr Buch als »Seelengekröse« und »hassverseuchtes Gefasel« eines Psychopathen geißelten?

Nein, ich war total im Arsch. Ich dachte, die lieben Kollegen würden sofort kapieren, dass ich dieses Buch aus Zorn über die Verbrechen der Nazi-Zeit geschrieben habe und zeigen wollte, wie es in einer Familie zugeht, die ihre Moral unterdrückt und auf einem Meer von Blut ein prächtiges Leben feierte. Aber meine Verzweiflung dauerte nicht lang. Dann gewann wieder dieses merkwürdige andere Gefühl in mir die Überhand: Ihr könnt mich alle mal! Norman hatte auch dieses Überlegenheitsgefühl und führte es darauf zurück, dass wir zwölf Jahre lang Dienerschaft hatten. Massenmörder mit Hofstaat adelt. Keiner von den kleinen Scheißern kommt an mich heran! Dank Johann.

Ihr Vater-Buch schließt mit der Prognose, dass Sie ein »ewig kindlicher Zombie« bleiben werden, da Ihnen Ihr Vater »wie ein Schweinsrüssel« im Hirn steckt.

Er ist immer gewärtig. Du kriegst ihn nicht los. Zwar bin ich schon mein eigener Mensch geworden, aber der Vati ist immer noch wie eine stickige Haube über mir.

Sicher ist manches an mir nur zu verstehen, wenn man weiß, dass ich keine Liebe empfangen habe. Aber das haben Millionen an-derer Kinder auch erlebt und sind doch großartige, selbstsichere Menschen geworden.

Es heißt, aus ungeliebten Kindern werden Erwachsene, die nicht lieben können.

Nicht ganz. Ich habe viele emotional schräge Stücke geliefert und meine Umgebung rücksichtslos verletzt. Aber ich kann schon Liebe zeigen, wenn auch in sehr schwieriger und komplizierter Weise. Wenn du diesen Vater-Dreck überleben willst, geht das nur durch Witz. Was ich nicht ironisieren kann, bringt mich an den Galgen. »Eltern sind nicht totzukriegen, aber man kann versuchen, sie kleinzulachen«, schrieb mir mal ein Leser. Ich sehe mich immer – auch jetzt in dieser Sekunde – aus zwei bis drei Meter Höhe, und was ich da sehe, macht mir oft rote Ohren. Dennoch werde ich dadurch nicht zum besseren Menschen. Ich sehe, was ich anrichte, und ich richte es trotzdem an.

Glauben Sie, dass Charakter erblich ist?

Mein Bruder Norman sagte, ein Kriegsverbrechersonn darf keine Kinder haben. So ein blöder Quatsch. Das ist faschistische Denke.

Träumen Sie von Ihrem Vater?

Ich habe mein ganzes Leben lang nicht von ihm geträumt, doch vor zwei oder drei Jahren erlebte ich plötzlich diesen Dreckstraum: Ich gehe eine Straße entlang. Neben mir geht Vati, groß gewachsen. In seinem Ledermantel. Viel größer als ich. Ich rieche das Leder seines Mantels. Er blickt auf mich herab und strahlt eine unendliche Verachtung auf mich aus, weil ich dieses Buch über ihn geschrieben habe. Beim Aufwachen war ich natürlich stocksauer, weil es küchenpsychologisch so verflucht offensichtlich ist: Ich suche eben doch noch nach Vatis Liebe. Zum Kotzen!

Drei Ihrer Geschwister waren Nazis. Als Sie nach langem Schweigen Anfang der Achtzigerjahre Ihre Schwester Sigrid in Südafrika anriefen und fragten, was sie gerade mache, bekamen Sie zur Antwort: »Ich rechne aus, wie lange jeder Jude hätte brennen müssen, wenn wirklich sechs Millionen vergast und verbrannt worden wären.«

Sie hat Vati hoch verehrt und hielt den Holocaust für eine Lüge. 1966 ist sie mit Freuden nach Südafrika ausgewandert, weil sie das Apartheid-Regime schätzte. Meine Schwester Gitti verübte mit 46 Jahren Selbstmord. Schon in ihrer Jugend hatte sie davon gesprochen, nicht älter werden zu wollen als Vati, der ja mit 46 hingerichtet worden war. Mein Bruder Michel trank sich mit bis zu 13 Litern Milch am Tag in den frühen Tod mit 53 Jahren. Norman verhielt sich anders. »Mein Vater war ein Nazi-Verbrecher, aber ich liebe ihn«, war sein Lebensfluch. Aus dieser Falle wollte er nie raus. Immerhin hat er sich den Verbrechen unseres Vaters gestellt und sie anerkannt. Prompt wurde er achtzig Jahre alt – wenn auch als lebenslanger Alkoholiker, der manchmal nachts auf allen Vieren durch die Wohnung kroch und um Schnaps bettelte.

Von den fünf Frank-Kindern sind vier am untoten Vater krepirt. Warum Sie nicht?

Woher wissen Sie, dass ich nicht? Meine drei zu früh gestorbenen Geschwister hätten unvoreingenommen prüfen sollen. Aber die haben Vati nur immer als unschuldiges Opfer von Hitler und Himmler verteidigt. Das zog ihnen die Lebenskraft raus. Gegenüber allen vier Geschwistern hatte ich allerdings den Vorteil, dass mich unser Vater zunächst als untergeschobenen Balg zurückgewiesen hatte. Das schuf schmerzliche, aber auch gesunde Distanz. So konnte eine alles verzeihende Liebe gar nicht erst aufkommen. Ich habe nur per Zufall der Geburt mit Vati zu tun. Aber ich bin per Zufall auch Deutscher. Ich werde weder meinem Vater noch uns Deutschen je verzeihen können, was wir in zwölf Jahren zwischen 1933 und 1945 angerichtet haben. Seitdem sind wir in gewisser Weise ein auserwähltes Volk: Wir wissen, dass Feigheit und Schweigen bis zum Holocaust führen können. Doch was erlebe ich? Täglich blinzelt mir mein Vater listig vom Totenfoto in meiner Jackentasche zu. Nein, er und seinesgleichen sind noch lange nicht tot hierzulande.

Wer, glauben Sie, ist Ihr lieblicher Vater: Karl Lasch, Carl Schmitt oder Hans Frank?

Die Lösung ist einfach: Ich schaffte es nie, so ein Frauenheld zu sein wie der Schieber Karl Lasch, ich konnte nie so viele anbetende Jünger um mich scharen wie der Staatsrechtler Carl Schmitt, aber ich kämpfte schon ein Leben lang gegen meine

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

innere Feigheit an, und die kann ich nur von diesem Hans Frank geerbt haben. Tja, ich bin nun mal sein echter Sohn.

„Herbert hat mich bestrahlt“

Vor 25 Jahren starb Herbert von Karajan. Hier spricht die Frau, die ihn dirigierte: Eliette von Karajan über das Leben mit einem Genie, fliegende Kaffeetassen und die Liebe in allen Tonarten

Von Dagmar von Taube, Welt am Sonntag, 20.07.2014

Saint-Tropez: "La Palme" steht auf einem Schild. Ein weißes Holztor öffnet sich auf Knopfdruck. Dahinter ein langer Sandpfad gesäumt von bunten Blumen. Vorn wohnt die polnische Haushilfe Teresa, nebenan der Gärtner, zwei Gästezimmer. Über ein kleines Rasenstück gelangt man zur Villa, schlicht mit Charme. Badekleider hängen zum Trocknen im Fenster, auf einem Korbmöbel streicht der Wind durch die gewellten Seiten eines Buches: Dostojewskis "Der Spieler".

Teresa reicht Sonnencreme und Badetücher in Altrosa. Derweil gleitet eine schwarz gesteppte Badekappe durch den Pool: Eliette von Karajan zieht elegant ihre Bahnen durchs Becken und dreht Pirouetten. Erst jetzt fällt auf: Madame ist nackt! In diesem glamourösen Empfang zeigt sich der jung gebliebene Freigeist des mondänen St. Tropez. Hier, planschend, soll nun offenbar der Platz des Interviews sein. Also setzt man sich brav an den Poolrand, legt sein Aufnahmegerät hin und drückt auf Start. Da hört man sie auch schon wie einen kleinen Seehund trompeten:

Eliette von Karajan: Ich LEBE in meinem Swimmingpool! Ich schwimme jeden Tag, mindestens eine Stunde. Danach marschiere ich wie ein Soldat. Sehen Sie, das Meer reicht direkt bis an meinen Garten. Früher bin ich immer am Strand entlangelaufen, bis auf den Markt nach Saint-Tropez. Wissen Sie, was das erste Geschenk war, das ich von meinem Mann bekam?

Welt am Sonntag: Ein Dirigentenstab?

Ein Paar Wanderschuhe! Damit ich in aller Früh um sechs mit ihm auf die Alm steigen konnte. Mit Herbert wandern, das war schön. (Sie weist mit einer Dirigentengeste auf ihre Nordic Walking Sticks, die an einem Tisch, der schon fürs Mittagessen gedeckt ist, lehnen) Heute muss ich mich mit diesen stillen Stöcken quälen. Aber die brauche ich jetzt, bei dem Gedrängel in den Gassen.

Das zählt zu den Zumutungen der Moderne. Saint-Tropez ist ja heute auch viel touristischer als damals. Was wurde aus der schönen Zeit, als man zwei Flaschen Rosé gluckern konnte und danach wurde Wasserski gefahren?

Neulich hatte ich hier einen Lunch, als wieder dieser schreckliche Ausflugsdampfer in unsere Bucht gedonnert kam und der Kapitän ins Megafon brüllte: "Und dort drüben wohnte Herbert von Karajan." Das ärgert mich immer, er zeigt dann nämlich jedes Mal aufs falsche Haus, auf dieses Neubauschloss meines Nachbarn. Der Chef von Blackstone. Schwerreich vielleicht, aber gut, Stil ist etwas anderes.

Was ist denn Stil?

(Madame, mittlerweile abgetrocknet) Ein ausführliches Mittagessen. Ich liebe es zu lunchen! Man hat das Aufstehen schon überwunden, war im Pool, die Morgenmüdigkeit ist davongebblasen. Die Sonne lacht am azurblauen Himmel. Die Post wurde bereits durchgegangen, man hat die Zeitung auch schon durch und dann geht es über zum Höhepunkt vor dem Mittagsschlaf.

Zum Lunchen braucht es Zeit. Es gibt ja auch Leute, die gehen einfach mal mittwochs auf die Jagd. Ist zwar schön, kann aber nicht jeder.

Stimmt. Aber solche Buchhalter will man auch nicht unbedingt am Tisch. Oder diese Unternehmer, die dann mit der Lautstärke eines Rockkonzerts nur von sich tönen. Luncher leben eine gewisse Lässigkeit, man trifft sich leger gekleidet. Mittags ist es auch ganz chic, wenn das Angerichtete auf der Seite steht, also Buffet. Da kann sich jeder schnell mal selber nehmen. Ich serviere gern einen Tafelspitz oder ein gutes Gulasch, selbst gemacht, versteht sich.

Fantastisch! Wir sitzen in Saint-Tropez, Elette von Karajan war gerade nackt schwimmen. Und redet jetzt von Gulasch und gekochtem Rinderhintern. Sind das nicht eigentlich Novemberspeisen?

Ach, was, Gulasch passt immer. Es gibt auch Salat natürlich, als zweite Vorspeise. Nach dem Apfelstrudel Käse, selbstverständlich, und zum Kaffee dann Schokolade. Da sitzt man gemütlich zwei Stunden. Danach ist man dann müde und ruht sich aus. – Sind Sie manchmal traurig?

Wer nicht?

Ich habe meine traurigen Momente. Ich bekomme Medikamente, die mir alles etwas leichter machen. Etwas für den Tag, etwas, damit ich schlafen kann. Ich hatte eine tiefe Traurigkeit nach Herberts Tod. Ich glaube, es ist die Lehre, die uns das Leben erteilen will. Aber die Abende sind manchmal nicht leicht. Wenn es still wird, lärmern die Gedanken. Oder wenn ich aufwache aus meinem Mittagsschlaf und noch so ein Schleier über allem hängt. Dann kommen diese vielen Fragen.

Zum Beispiel?

Worin der Sinn für mich liegen könnte, besonders jetzt, wo ich allein bin? Meine Zukunft ist knapp. Gerade ist sie wieder ein Stückchen länger geworden. Ich habe noch einmal ein Leben geschenkt bekommen.

Sie waren sehr krank – erzählen Sie uns, was damals geschehen ist?

Es war vor drei Jahren in Salzburg, als ich plötzlich nachts mit furchtbaren Krämpfen aufwachte. Die Bauchspeicheldrüse. Ich hätte sterben können. Ich habe um mein Ende gefleht, so unerträglich waren diese Schmerzen. Ich lag lange im Krankenhaus.

Keiner wusste davon, außer meine zwei Töchter, die die ganze Zeit für mich da waren. Seitdem lebe ich ein neues Leben: Ich esse anders, ich gehe anders aus – viel weniger als sonst. Vor allem trinke ich keinen Tropfen Alkohol mehr. Ich hatte keine Wahl.

Das ist mir gestern schon im Restaurant aufgefallen, da brachten Sie sich alkoholfreien Campari in einer Papiertüte mit.

Ja, ich bringe mir immer diesen Bitter mit, den gibt's im Supermarkt. Rot sieht wenigstens nicht wie Wasser aus.

Wie schafft man so einen knallharten Verzicht, wenn man jahrelang auf Galafesten den Vorsitz hatte und mit der Hautevolee die Nächte durchgetanzt hat?

Nur mit Disziplin, die kenne ich von Herbert. Disziplin jeden Tag. Früher habe ich herrlich gemütlich mit Freunden gegessen, manchmal bis ich auf dem Stuhl eingeschlafen war. Das war nicht immer lustig, aber ich dachte, es wäre es. Dann trank ich noch ein Glas und noch ein Glas, so als gäb's da irgendwas zu gewinnen oder kein morgen, weiß der Geier. In Wahrheit hatte ich mir die Langeweile nur mit Alkohol verdünnt. Machen wir uns nichts vor: Mein Leben war lustiger mit Wein.

Alkohol federt halt so herrlich ab und macht friedlich. Gerade wenn es so schön wird, dass man es kaum mehr erträgt. Das kennt man ja vom Oktoberfest.

Alkohol lockert natürlich, man kommt doch mehr aus sich heraus. Es löst einfach – die Zunge, die Sorgen, das Herz. Auch bei mir war das so und auch zu viel manchmal. Dann konnte ich sehr ungeduldig werden, auch verletzend. Das tut mir leid. Ich bin auch dankbar, dass ich den Alkohol losgeworden bin. Wenn man über 30 Jahre die Gesellschaftsdame war, schmeckt vieles nur noch schal.

Wir hatten natürlich viele interessante Einladungen, zu denen Herbert meist nicht gehen wollte, aus der Politik, der Wirtschaft, Kultur. Oft habe ich meinen "acte de présence" dann allein gemacht. Interessiert mich nicht mehr. Wenn ich heute ausgehe, auf ein Abendessen oder ins Restaurant, bleibe ich genau eine Stunde, keine Minute länger. Dann ist eh alles gesagt. Der Fahrer wartet vor der Tür und bringt mich heim. Heute lebe ich mit meinen Büchern, meinen Blumen und meiner Fantasie. Schauen Sie, wie schön meine Schmucklilien! Also, nächste Frage.

Sie waren erst 18 und als Mannequin für Christian Dior entdeckt, als Sie Herbert von Karajan auf einer Yacht vorgestellt wurden.

Ich habe kurz mal gemodelt, ja, aber das wird immer übertrieben. Ich habe es überhaupt so oft erlebt, stigmatisiert zu werden als das Mannequin, das sich den Meister nimmt. Das war natürlich so ein Bild in den Köpfen vieler. Papperlapapp. Ich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

war einfach jung, ganz adrett und führte auch mal schöne Kleider vor. Es war auch nicht so, dass ich Frau von Karajan wurde und plötzlich alles neu für mich war. Ich war zwar vom Land, aber unschuldig war ich nicht.

Aber das mit der Yacht stimmt schon?

Ja, und ich wurde gleich seekrank. Danach gingen wir tanzen und mein Mann trat mir ständig auf die Füße. Ein Jahr später haben wir geheiratet.

Sie haben keine Sekunde darüber nachgedacht, dass dieser Mann etwa doppelt so alt war wie Sie?

Darf ich Ihnen etwas sagen: Alter hat mich nie interessiert. Ich habe übrigens überhaupt kein Gefühl für Zeit. Auch nicht in der Erinnerung. Welcher Tag, welches Jahr, ich weiß es nicht. Das Knurren meines Magen sagt mir, wie spät es ist. Wenn ich mich langweile, gehe ich. Ich brauche keine Uhr.

Und dass es Liebe war, fühlten Sie gleich?

Es war die Gegenseitigkeit: Ich bin besonnt worden von ihm, Herbert hat mich bestrahlt. Dafür gab ich ihm andere Dinge – ein Zuhause, Kinder. Zuneigung, Liebe, Geborgenheit im Häuslichen. Auch gesellschaftlich, da habe ich die Regie geführt. Wir waren zwei Hälften und zusammen ein Kreis.

Auf den Fotos hat Herbert von Karajan selten gelächelt. Ich habe auch eine CD, Beethoven. Er sah eigentlich immer aus wie eine Steinbüste.

Er war sehr zurückhaltend, geradezu schüchtern. Vor allem in Gesellschaften. Wenn wir Gäste hatten, sagte er wenig beim Essen. Er ging dann oft noch vor dem Dessert. Herbert war ein brillanter Techniker, er war Rennfahrer, sein eigener Pilot, aber als ein Tüftler der Buchstaben war ihm der Smalltalk unangenehm. Er lebte vergeistigt nach innen.

Dabei war er sehr höflich, gewandt, immer gut gekleidet, ein Gigant im weißen Rollkragenpullover, elegante Bewegungen. War er auch eitel?

Er war sich seiner Stärken bewusst. Er hat seine Welt enorm stilvoll gestaltet. Man durfte ihn nur von einer Seite fotografieren, immer von links und nie von vorne.

Er war ein großer Ästhet, ihn faszinierten Ordnung, Schönheit, Symmetrien, Parallelität. Selbst auf seinem Waschtisch. Alles lag gerade und bereit.

War es genial mit einem Genie zu leben?

Das Wunder Karajan war schon genial. Das merke ich auch daran, wie stark ich gewachsen bin, in dem, was ich erfahren durfte. Herbert hat mir unglaubliche Erlebnisse geschenkt, Reisen an die schönsten Orte der Welt. Eine ungeheure Kraft durch seine Musik, wie auch den Applaus natürlich, keine Frage. Großartige Persönlichkeiten kennen zu lernen.

Gleichzeitig das Intime, ihm in diesen hoch konzentrierten Momenten so nah sein zu dürfen, wenn ich etwa vor einer Vorstellung hinter dem Vorhang ganz allein mit ihm saß. Er las dann in seinen Partituren und ließ sich von mir die Füße massieren. Das war so ein Ritual, es beruhigte ihn. Das Geniale war das Universale. Die künstlerische Begabung, aber auch das technische Wissen. Stil, seine Disziplin, aber auch seine Kompetenz als Unternehmer.

Er war ein Visionär, ein Entscheider und brillanter Organisator. Was er wollte, hat er durchgesetzt, so wie er einfach einen Felsen sprengen und an dessen Stelle ein Festspielhaus in Salzburg errichten ließ. Herbert wäre längst fertig geworden mit der Elbphilharmonie!

Gab es ein Leben jenseits seiner Musik? Nach dem Applaus?

Dirigent zu sein ist ein enormer Stressberuf und der physische Verschleiß sehr hoch, weil diese Seelenkünstler auch körperlich so hart arbeiten. Ob es dann der Rücken ist, wie es bei Herbert der Fall war, Geschwüre im Mund bei den Bläsern oder Bewegungsmangel – dann ist die Puste nicht mehr da.

Nun, ich habe Herbert überallhin begleitet, stundenlang in den Proben gesessen. Das war nicht immer rosig. Immer wieder Flugzeug, Friseur, Reisen auf hohen Absätzen, zig Fotografen überall. Wenn das Wetter schlecht war und er seinen Jet fliegen musste, musste ich um fünf Uhr aufstehen. Manchmal wurde es mir viel zu viel, dann habe ich auch protestiert.

Wie haben Sie dann sein Gehör gefunden?

Es war manchmal schwer, sein Schweigen zu akzeptieren. Das stand dann zwischen uns wie ein Elefant. Herbert konnte stundenlang auf dem Teppich sitzen und Noten studieren. Er dirigierte ja alles auswendig, müssen Sie wissen. Und wenn er nicht dirigierte, segelte er auf seiner 25 Matrosen starken Yacht, der "Helisara", benannt nach ihm, seinen Töchtern und mir, mit der er immer hier vor unserem Haus vor Anker ging.

Oder er flog seine Jets, fuhr Autorennen, Ski, machte Yoga, frühmorgens, wenn ich noch schlief, meditierte. In so einem Leben muss man sich auch behaupten. Das Temperament hatte ich, Gott sei Dank. Eher zu viel manchmal. Da flogen dann schon auch mal die Kaffeetassen. Oft hatte ich schon meine Koffer gepackt. Und dann kam er und fragte: "Was willst du mit dem Koffer?" Nahm mich in den Arm und alles war wieder gut.

Wie haben Sie die Selbstaufgabe verhindert, dass Sie nicht an seiner Seite verschwunden sind?

Einmal gingen wir am Meer spazieren, da waren wir noch nicht verheiratet. Und Herbert sagte: "Weißt du, was mir an dir gefällt: Du sagst nicht immer Ja zu allem. Du sagst deine Meinung, auch wenn sie gegen meine steht." Das war nicht selten der Fall!

Ich konnte auch schwierig sein und rebellisch und sehr resolut. Heute bin ich sanft geworden. Aber früher mit meiner Liebe zum Weißwein, nach zwei Gläsern war ich in Höchstform. Ich fürchte, manchmal war ich etwas exaltiert, aber ich habe meinen Frieden gemacht.

Für Herbert von Karajan waren Sie die dritte Ehefrau. Hat das vieles einfacher gemacht, seine Erfahrung?

Ja, ganz bestimmt. Ich glaube, beim ersten Mal findet man alles noch ganz dramatisch und denkt beim kleinsten Streit, es ist das Ende der Welt. Beim zweiten Mal haben viele den Wunsch, es besser zu machen. In der dritten Ehe ist man sicher gelassener. Herbert hat mir wirklich das größte Geschenk gemacht, indem er mich gesucht hat. – Und dann starb er.

Das war in Anif bei Salzburg vor 25 Jahren.

Ich muss es gespürt haben, ich kam mit meinem Hund früher von einer Radtour zurück. Francesco, der 30 Jahre unser Butler war, rief mich von Weitem. Da war er schon gegangen. Es passierte während der Besprechung mit dem Sony-Chef, im Bett. Herbert hat ja wie ich alles vom Bett aus gemacht, er besaß gar keinen Schreibtisch, im Liegen konnte er sich besser konzentrieren. Er hatte noch ein Glas Wasser getrunken, sich bedankt und ist gestorben.

Seitdem leben Sie allein.

Wenn ein Mann so viel ausgefüllt hat, denkt man nicht an irgendwas, nur um nicht allein zu sein. Danach kommt keiner mehr, der Karajan heißt. Heute genieße ich meine Unabhängigkeit.

Wie lange waren Sie Witwe, wann fing Ihr Leben als Eliette an?

Witwe! Das klingt wie eine schwarze Spinne. Hässlich. Nein, so habe ich mich nie gefühlt. Ich benutze auch nicht das Wort "tot". Ich sage, Herbert hat mich verlassen oder er ist fortgegangen. Früher wurde immer erwartet, dass ich gut aussehe. Später musste ich lernen, es auch für mich zu tun. Soll ich Ihnen was sagen: Am wohlsten fühle ich mich in meinem Bademantel!

Was nützt mir außerdem das schönste Couture-Kleid, wenn ich keine hohen Schuhe mehr tragen kann? Seit meiner Operation darf ich nur noch in Turnschuhen laufen. Eigentlich brauche ich nichts für mich. Ich benutze nicht mal Creme, ich lebe mit Wasser. Natur! Aber manchmal gebe ich mir einen Stoß, dann hol' ich die Smaragde raus! Und dann gucken immer alle. Das macht mir dann Spaß!

Fast so, als wäre er noch da und ginge aus mit Ihnen.

Es gibt so einen kleinen blauen Vogel, der mich hier immer besucht. Fast jeden Nachmittag schaut er in meinem Garten vorbei, er hüpfte dann von einem Baum zum anderen – tip, tip, tip. Mein Mann hat immer gesagt, wenn er mal nicht mehr da ist, möchte er ein Adler sein. Seine Lieblingsfarbe war Blau. Es mag esoterisch klingen, aber in manchen dieser Zeichen kommen mir dann eben diese großen Fragen: Lebt dort jemand fort?

In Salzburg lebt Karajan ewig. Diese Woche begannen die Festspiele. Sie sind immer noch die Königin, obwohl es heute eher die Ausnahme ist, dass Sie dort erscheinen.

Nein, nein, ich bin schon da, natürlich. Nur nicht mehr so lang. Mit den Sommerfestspielen habe ich eh nichts zu tun. Ich bin Präsidentin der Osterfestspiele, und die haben einen ganz anderen Status. Wir sind das teuerste Festival der Welt, privat finanziert und schon dadurch viel elitärer, intimer, eine große, feine Familie. Das zeigt unser Programm wie die internationalen Gäste.

Manche halten mich ja für geizig, aber da habe ich schon richtig investiert, damit es weitergeht. Genauso habe ich mich eingesetzt, Christian Thielemann zu holen. Er ist einfach ein großartiger Musiker, der neben der französischen und italienischen Musik das deutsche Repertoire wie kein zweiter versteht. Mit ihm kommt frischer Wind in das Festival und die Konzertsäle werden wieder gefüllt.

Das war mit Simon Rattle schwieriger, der immer seine englischen Zeitgenossen positionieren wollte, was dann auch zu schlechter Auslastung geführt hat. Der Wechsel bei den Salzburger Osterfestspielen von den Berliner Philharmonikern unter Rattle zu Thielemann mit der Sächsischen Staatskapelle ist insoweit ein großer Sprung nach vorne. Ich würde es sehr begrüßen, wenn Thielemann auch die Berliner Philharmoniker nach Rattles Abgang übernehmen würde.

Egal, wo Karajan gespielt wird auf der Welt, es klingelt direkt in Ihrem Portemonnaie. Ihr Vermögen wird auf über 100 Millionen Schweizer Franken geschätzt.

Naja. Ich freue mich, wenn ich ein Plus auf dem Konto gemacht habe. Dieses Jahr waren es zehn Prozent. Aber mich interessiert viel mehr die Zukunft. Die klassische Musik steckt bei der Internetvermarktung noch in den Kinderschuhen. Wir werden die Dachmarke Karajan weiter ausbauen.

Dazu gehört, dass wir zusammen mit Softwareexperten neue Formen des digitalen Klassikvertriebs entwickeln. Wir sind zudem immer mehr auch in den sozialen Medien aktiv, wo Klassik bislang noch wenig stattfindet: Wir erzählen

beispielsweise auf unserer Facebook-Seite für Karajan-Fans jeden Tag das Leben und Werk meines Mannes.

Ihre zwei Töchter, Isabel und Arabel, auf welchen Bühnen treten sie auf?

Ich bin sehr, sehr stolz auf die beiden, ja, doch: Isabel ist Schauspielerin, sie lebt am Genfer See, hat unter anderem bei Jürgen Flimm am Hamburg Thalia Theater gespielt. Nächstes Jahr ist sie in Salzburg die Sprecherin im Stück "Die Geschichte vom Soldaten" von Igor Strawinsky. Arabel lebt in Bulgarien und ist mit einem Trompeter einer Jazzband verheiratet, in der sie auch singt.

Klingt solide. Mich irritiert Ihr mütterliches "ja, doch".

Wie alle Mütter wünschte ich mir einfach, meine Töchter wären mehr in meiner Nähe. Herbert hat ihnen die besten Schulen und Universitäten ermöglicht. Ich bewundere sie dafür, dass sie ihren eigenen Weg gefunden haben. Sie sind sehr in meinem Herzen.

Das war der erste Teil des Gesprächs, der Mittagsschlaf war überfällig. Für den Abend sind wir verabredet. Zu meiner großen Überraschung führt die genannte Adresse in das Spelunkenviertel von Saint-Tropez. Madame marschiert resolut mit ihren eleganten Nordic Sticks voran und zeigt die Untiefen des ehemaligen Fischerdorfs. Wir landen in irgendeinem Straßenlokal, Drag Queens flanieren vorbei und grüßen freundlich. Am Nachbartisch flirten zwei Männer. Kaum Platz genommen, geht's weiter im Gespräch.

Eliette von Karajan: Ich frage mich, warum heute alle homosexuell werden?

WELT am Sonntag: Ist das so?

Mir scheint es, als ob es sich mehr zeigt. Ich bin für Freiheit, absolut. Aber wenn ich zwei Männer oder Frauen sehe, die sich in der Öffentlichkeit Lippe an Lippe zeigen, dann bin ich irritiert. Trotzdem, wenn ich es mir recht überlege, die meisten meiner Freunde sind Homosexuelle. Sie sind mir eigentlich auch die liebsten Feriengäste, weil sie so unabhängig sind.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die meisten sind Single, die kommen dann allein, was mir sehr recht ist. Nichts ist langweiliger als eingeschlafene Paare. Überhaupt: Ich kann's nicht ertragen, wenn man mich langweilt, dieses Blabla mit Chiffon! Oder mich stresst. Wer zu mir kommt, bekommt einen Schlüssel und geht praktisch wieder. Ich will nur wissen, in welchem Restaurant ich abends reservieren soll. Und um Punkt zwei hat man natürlich hier zum Mittagessen zu erscheinen. Danach verschwinde ich.

Kennen Sie Conchita Wurst?

Nein, aber ich glaube, die Gambas sind ganz gut. Die werde ich nehmen.

Was bewundern Sie an Frauen?

Schönheit, Charakter, Intelligenz. Vor allem das Gespür, Dinge erfüllen zu können. Hyänen kann ich nicht ausstehen.

An Männern?

Profil, Courage, Scharfsinn. Auch die Gabe, zu beschützen.

Liebe?

Was ist mit Liebe, Sie sprechen von Sex? Einer Liebe wie zu Gott? Oder dem Zauber, wenn man glaubt, man liebe und dann kommt die Zeit und bläst die Kerze aus.

Warum ist die Liebe so kompliziert?

Wohl weil wir die Idee der Liebe höher schätzen als die Liebe im Leben mit einer Person. Im Mittelalter liebten die Dichter schöne Prinzessinnen ohne auch nur einmal mit ihnen zu reden. So geht es, als blaue Blume, die ewige Liebe.

Da ist das Geschlecht egal.

Absolut. Und es ist doch auch schön, einer Verführung nachzugeben. Das ganze Leben ist auch ein Spiel, finden Sie nicht? Wenn man nicht offen ist und experimentiert im Leben, bleibt man dumm. Ich mag Schönheit. Ich spreche keine Frauen an, ich kann mit den Augen genießen. Ich glaube, manche denken, ich würde Frauen lieben. Ich mag Männer sehr. Beides. Ich mag einfach die Liebe. Mein Herz ist groß.

Haben Sie schon mal eine Frau geliebt?

Ich hatte mal eine Flirterei mit Romy Schneider. Ein Drama. Es ging nicht von mir aus, sie suchte meine Nähe. Danach hat sie meinen ganzen Badezimmerspiegel voll mit Lippenstift geschrieben. Sehr unangenehm vor meinen Angestellten.

Herbert von Karajan sagte man auch eine Tendenz zu Männern nach. Um was geht es überhaupt bei Bisexualität – um eine geistige Lebensform oder ums Bett?

Liebe ist Liebe, da gibt's auch keine Grenze, es ist fließend. Besonders, wenn man älter wird. Der Impuls kommt dann eher von einer seelischen Nähe zu einem Menschen. Wenn das überspringt ins Körperliche, dann hat das etwas Selbstverständliches. Verstehen Sie? Das Sexuelle muss gar nicht so aggressiv gedeutet werden, es ist eher das Schlafwandlerische.

Ist das die Weisheit, die das Alter schenkt?

Ich kenne das Leben. Ich habe mit dem Schah von Persien im "Dracula Club" in Sankt Moritz die Nächte durchgetanzt, aber auch die andere Seite erlebt. Ich bin nicht besonders gebettet aufgewachsen. Als Kind war ich mit Knüppeln in den Kniekehlen unterwegs. Durchboxen! Meine Mutter war Lehrerin, die eine große Leidenschaft fürs Klavierspiel hatte, aber keine Zeit für mich. Ich kam zu einer Pflegemutter.

Später wurde ich in ein Pensionat gesteckt, sehr streng, bei Nonnen, die mir nicht viel beibringen konnten, außer beim Beten auf spitzen Steinen zu knien, bis es blutete. Wissen Sie, Frivolität schützt auch vor echtem Gefühl. Diese Verfeinerung, das vergeistigt Künstlerische kam erst spät bei mir. Aber in mir war immer eine Sehnsucht nach Liebe, ich suche sie ja auch in meiner Malerei. Das Malen gibt mir eine große Kraft.

Was ist mit Ihrem Vater?

Ich kann mich erinnern, wie er mich einmal auf seinen Schultern trug. Abends, wenn ich nicht einschlafen kann, sitze ich manchmal immer noch da. Es ist das Einzige, was ich erinnere. Ich habe meinen Vater nie gekannt, er starb sehr früh. Vielleicht habe ich ihn später in meinem Mann gefunden.

Wovon träumen Sie sonst?

Schlimm! Es verfolgt mich immer dieser Albtraum, dass ich zu spät in die Vorstellung komme. Alle sitzen schon da und warten. Dann komme ich als Letzte in den Saal und muss zu meinem Platz, ganz vorn in der ersten Reihe. Und alle starren mich an!

War es nicht genauso? In Salzburg wurden Sie "Lady spät" genannt".

Ich bin nie zu spät. Schauen Sie, ich habe auf Sie gewartet gestern. Das Problem war, dass alle gedacht haben, ich sei zu spät. Ich konnte aber gar nicht anders, weil Herbert mich immer gebeten hat, bis zur letzten Minute bei ihm zu bleiben.

Aber die Leute glaubten, dass ich eine Diva sein will. Darunter habe ich gelitten. Sie wussten ja nicht, dass ich ihm eigentlich die Ruhe für den Auftritt ermöglichen habe. Und Herbert hatte den langen Weg von der Garderobe bis in den Konzertsaal nie vor Augen.

Wo steht eigentlich Ihre Stereoanlage?

Es gibt so einen CD-Apparat irgendwo. Seit Herbert gestorben ist, höre ich kaum mehr seine Musik. Beim Malen höre ich manchmal Grieg oder Bach, solche Sachen. Aber seine Musik, Bruckner, Strauss – macht mich traurig. Zur Zeit lebe ich sowieso eher in einer Phase des Schweigens.

Gehen Sie noch nachts an sein Grab?

Nach seinem Tod bin ich jede Nacht gegangen, heute besuche ich es viel weniger. Es ist ja doch nur ein Platzhalter, viel mehr spüre ich ihn um mich herum. Herbert ist eigentlich immer da. Wenn ich in Anif oder Sankt Moritz bin, stelle ich ihm zweimal in der Woche eine frische Rose in sein Zimmer. Es ist in beiden Häusern noch unverändert.

Sie lieben das Thema Tod.

Alles Unbekannte! Ich bin sehr neugierig und der Tod gehört zum Leben. Ich bin auch für Sterbehilfe. Aber ich glaube ja, dass es eh weitergeht, dass wir alle wieder auftauchen irgendwo, nicht mit unseren Knochen, sondern in einem ganz anderen Wasser.

Sie wirken so aufgeräumt, alles scheint klar.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nicht ganz. Eine letzte dunkle Seite habe ich mir bewahrt, in meinem Schlafzimmer. Im Schrank, ganz hinten. Da liegen sie en masse! Eine Riesenbatterie Rittersport, zartbitter. Die Extragroßen!